

## 28. Brief

### Heidelberg

*an Herrn Louis B.*

*Am Neckar, Oktober*

Geben Sie Acht, lieber Louis, ich bin in der Stimmung, Ihnen einen ellenlangen Brief zu schreiben. Sie bitten mich um vier Seiten, *ich gebe Ihnen hundert*, wie Orosma<sup>1</sup> sagt. Tja, schade, entnehmen Sie dem, was Sie wollen – alte Freundschaften sind schwatzhaft.

Lieber Freund, vor zehn Tagen bin ich in dieser Stadt eingetroffen und komme nicht davon los. Waren Sie vor zwölf Jahren auf Ihrer Reise nach Deutschland in Heidelberg? Vor allem, haben Sie hier gehalten? Man muß nämlich über Heidelberg nicht fahren – man muß hier bleiben; man müßte hier leben. Das ist mehr, als ich Ihnen von dem falschen badischen Versailles behaupten kann, das man Mannheim nennt – diese fade Stadt, deren Straßen wie mit dem Lineal auf einem Gipsblock gezogen scheinen und dessen Türme, wie in Namur, keine Kirchtürme, sondern regelrechte Bilboquets sind.

Nachdem ich vom Rheindampfer ausgestiegen war, blieb ich in Mannheim nicht länger als nötig, meine Droschke anzuscharren, um so rasch wie möglich nach Heidelberg zu eilen. Sollten Sie je hierher kommen, machen Sie es ebenso.

Heidelberg, am Eingang zum Neckartal, das wie zurückgezogen mitten unter den Bäumen am Neckar zwischen zwei bewaldeten Höhen liegt, die stolzer als Hügel und weniger steil als Berge sind, verfügt über wunderbare Ruinen, zwei Kirchen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, ein reizendes Haus von 1595 mit roter Fassade und vergoldeten Statuen, Hotel 'Zum Ritter Sankt Georg' genannt, alte Türme auf dem Wasser, eine Brücke und vor allem den Fluß, den klaren, ruhigen und natürlichen Fluß, in dem es von Forellen wimmelt und wo es Legenden im Überfluß gibt, aus dem die Felsen aufragen und der Strom ein unauflösliches Muster aus Strudeln und

---

<sup>1</sup> Sultan von Jerusalem, Figur aus dem Roman *Zaïre* von Voltaire.

Strömungen bildet – ein hinreißender Maelstrom, auf dem man mit Sicherheit nie einen Dampfer herumpaddeln sehen wird.

Es gibt hier für mich viel zu tun, wobei ich mich, um die Wahrheit zu sagen, ein wenig vom Zufall treiben lasse, ohne, wie ich Ihnen versichern kann, einen Augenblick zu verlieren. Ich treibe mich im Wald und in der Bibliothek – diesem anderen Wald – herum, und wie Ihr Freund Benvenuto Cellini abends zurück in meinem Hotelzimmer, fülle ich die Blätter, die wer weiß wohin landen, mit den Abenteuern des Tages. *Questa mia vita travagliata io scrivo*<sup>2</sup>. Einzig, daß Benvenuto's Mühen Schwertstreiche oder Stiletstiche waren; Fluchten aus dem Schloß Sant'Angelo, Kämpfe mit scharfen Waffen für Rosso<sup>3</sup> gegen die Schüler Raffaels, befestigte Städte, künstliche Kolosse, Ungezogenheiten gegenüber dem Papst oder der Herzogin von Etampes<sup>4</sup>, Zigeunerreisen mit seinen beiden Schülern Paul<sup>5</sup> und Ascagne<sup>6</sup>, bei denen das Hôtel de Nesle im Sturm genommen und samt Möbel und Leuten durchs Fenster leerräumt wurde<sup>7</sup>; und dann, da und dort, ein Meisterwerk, *qualchè bell'opera*, wie er selbst sagt, eine *Juno*, eine *Leda*, ein *Jupiter* aus Silber, groß wie Ludwig I., oder ein goldener Wasserkrug, für den der König von Frankreich dem Kardinal von Ferrara eine Abtei mit einer Rente von siebentausend Ecus schenkt.

---

<sup>2</sup> Erste Zeile eines Sonetts, das Cellini an den Anfang seiner Autobiographie stellt.

<sup>3</sup> Der Maler Rosso Fiorentino (1494-1540) arbeitete seit 1530 für Franz I. als Hofmaler, nachdem er durch den Sturm auf Rom seine Werkstatt verloren hatte.

<sup>4</sup> Anne de Pisseleu d'Heilly (ca. 1508-1552), Maitresse Franz I.

<sup>5</sup> Paolo Romano,

<sup>6</sup> Ascanio de Mari (1524-) Schüler von Benvenuto Cellini.

<sup>7</sup> Das Hôtel de Nesle war ein bürgerliches Palais am linken Seineufer aus dem 13. Jahrhundert, das im vierzehnten schon einige Berühmtheit durch ein Ehebruchs-drama erlangt hatte. Im 16. Jahrhundert diente es Cellini und seinen Begleitern als Unterkunft. Franz I. hatte ihn damit beauftragt, zwölf große Götterstatuen für seine Tafel im Schloß Fontainebleau zu schaffen. Zur gleichen Zeit entstanden die anderen von Hugo erwähnten Werke. Der Jupiter wurde schon zwei Jahrzehnte später im Zug der Religionskriege eingeschmolzen. Der Salzsteuerer befindet sich im Wiener Kunsthistorischen Museum.

Wie Sie wohl wissen, lieber Louis – und Sie wissen es auswendig, Sie haben es lange genug mitgemacht –, bestehen für mich emsigen Nichtstuer die Abenteuer und meine Arbeit aus einer einsamen Wanderung auf einem abgelegenen Pfad; der Betrachtung eines Sonnenstrahls auf dem Moos; dem Besuch einer Kathedrale oder einer Dorfkirche; einem alten Buch, das ich im Schatten eines alten Baums durchblättere; einem kleinen Bauern, den ich ausfrage; einem schönen Totengräber<sup>8</sup> mit violettgoldenem Panzer, der unglücklicherweise auf den Rücken gefallen ist, der zappelt und den ich mit der Fußspitze wieder umdrehe; irgendwelchen dazu geschmiedeten Versen und schließlich in stundenlangen Träumen vor dem Roque-maure über der Rhône, dem Château-Gaillard<sup>9</sup> über der Seine, dem Rolandseck über dem Rhein, vor einer Ruine über einem Fluß, vor Etwas, das hinabstürzt über Etwas, das vorbeifließt oder ein, wie ich meine, nicht weniger anrührendes Schauspiel: vor Etwas, das blüht über Etwas, das singt – vor einem Vergißmeinnicht, das sich mit seiner blauen Traube über einen reißenden Bach neigt.<sup>10</sup>

Das ist, was ich tue oder, besser gesagt, das ist, was ich bin, denn für mich folgt das Tun zwangsläufig und unmittelbar aus dem Sein. Man tut, was man ist.

Hier, in Heidelberg, in dieser Stadt, diesem Tal, diesen Trümmern, ist das Leben des Menschen besinnlich und reizvoll. Lieber Louis, ich glaube, wenn Sie hier wären, wenn ich all die meinen hier hätte, und wenn der Sommer ein wenig länger dauerte, würde ich dieses Land nicht verlassen.

Ich breche morgens auf und schlage als erstes (verzeihen Sie mir einen unerhört gewagten Ausdruck, der mir aber in den Sinn kommt) den Weg am Haus des Ritters Sankt Georg vorbei ein, um geistige Nahrung aufzunehmen. Es ist ein wahrhaft betörendes Ge-

---

<sup>8</sup> Käferart

<sup>9</sup> unter Richard Löwenherz errichtete Burg, die in der ersten Hälfte des 17. Jhdts. zum großen Teil abgerissen wurde.

<sup>10</sup> Hugo gebraucht die adverbiale Bestimmung *sur*, die in Verbindung mit Ortsnamen dem Deutschen *an* entspricht (Boulogne-*sur*-Mer), aber im Unterschied hierzu neben der Nähe auch einen Höhenunterschied ausdrückt. Da es hier um eine Perspektive geht, wurde als deutsche Entsprechung für *sur über* an Stelle von *an* gewählt.

bäude. Stellen Sie sich drei Stockwerke mit schmalen Fenstern vor, darüber ein dreieckiger Giebel mit großen offenen, gelockten Veluten; über alle drei Etagen zwei Wachtürmchen mit wunderlichen Firstpfetten, welche über der Straße Erker bilden; schließlich die ganze Fassade in Sandsteinrot, bald spöttisch, bald streng behauen, ziseliert, und von oben bis unten mit Arabesken, vergoldeten Medaillons und Büsten bedeckt. Als der Dichter, der diese Haus gebaut hat, fertig war, hat er in Goldlettern mitten aufs Frontispiz diesen folgsamen religiösen Vers gesetzt: *Si Jehova non aedificet domum, frustra laborant aedificantes eam.*<sup>11</sup> Das war 1595. Fünfundzwanzig Jahre später, 1620, begann der Dreißigjährige Krieg mit der Schlacht am Weißen Berg, in der Nähe von Prag, und zog sich hin bis zum Westfälischen Frieden 1648<sup>12</sup>. Während dieser langen Iliade, in der Gustav Adolf den Achill gab, wurde Heidelberg viermal belagert, eingenommen und zurückerobert, zweimal bombardiert und 1635 in Brand gesteckt.

Ein einziges Haus entkam der Feuersbrunst – das von 1595.

Alle anderen, die ohne den Segen des Herrn gebaut wurden, brannten bis auf die Grundmauern ab.

Im Frieden kehrte der pfälzische Kurfürst Karl-Ludwig<sup>13</sup>, den man den ‚Deutschen Salomon‘ nannte, aus England zurück und baute seine Stadt wieder auf. Auf Salomon<sup>14</sup> folgte Elagabal<sup>15</sup>, auf den Grafen Karl-Ludwig der Graf Karl, dann auf den Pfälzer Zweig von Wittelsbach-Simmern der Pfälzer Zweig von Pfalz-Neuburg und schließlich auf den Dreißigjährigen Krieg der Pfälzische Krieg. 1689 plünderte ein Mann, Generalleutnant der Armeen des Königs

---

<sup>11</sup> „Wenn nicht *Jehova* das Haus erbaute, arbeiteten seine Bauleute vergeblich.“

<sup>12</sup> Nach allgemeiner Auffassung markiert der Prager Fenstersturz 1618, der als Auslöser des böhmisch-pfälzischen Kriegs gilt, den Beginn des Dreißigjährigen Krieges.

<sup>13</sup> Karl Ludwig von der Pfalz (1617-1680), Sohn Friedrichs V. und Elisabeth Stuart, erhielt nach dem Dreißigjährigen Krieg die verkleinerte (Kur-)Pfalz und die achte Kurwürde des Heiligen Römischen Reichs.

<sup>14</sup> Israelischer König im 10. Jhd. v.C., gilt als Erbauer des ersten Jahwe-Tempels in Jerusalem und als kluger Herrscher und Verkünder des sprichwörtl. Salomonischen Urteils.

<sup>15</sup> 204-222, römischer Kaiser von 218 bis zu seiner Ermordung, wurde trotz seiner kurzen Regentschaft zum Inbegriff von Lasterhaftigkeit und Dekadenz.

von Frankreich, Mélac<sup>16</sup>, dessen Name noch heute in Heidelberg dazu benutzt wird, um den Kindern Schrecken einzujagen, die Stadt und hinterließ nur einen Trümmerhaufen.

Ein einziges Haus überlebte – das Haus von 1595.

Man beeilte sich, Heidelberg wiederzuerrichten. Vier Jahre später, 1693<sup>17</sup>, kehrten die Franzosen zurück. Die Soldaten Ludwigs XIV. schändeten in Speyer die Kaisergräber und in Heidel-

---

<sup>16</sup> Ézechiel du Mas, comte de Mélac (~1630-1704), französischer General, der den Einmarsch der französischen Armee in die Kurpfalz befehligte und dessen Name noch stets im historischen Gedächtnis der Region gegenwärtig ist.

<sup>17</sup> Angelegentlich dieser Belagerung, während der die Stadt nach von zwölf Stunden *tranchée ouverte* genommen wird und die in Deutschland eine unheilvolle Erinnerung hinterlassen hat, welche zehn Jahrhunderte nicht auszulöschen vermochten, ist es nicht ohne Interesse, hier einige unbekannt Einzelheiten abzuschreiben und einige merkwürdige Seiten, die jener *Gazette des entre-sols du Louvre* entnommen sind, die schon im 17. Brief zitiert wurde. Es versteht sich von selbst, daß diese Auszüge wörtlich sind und daß der Autor dieses Buchs, was die Zusammenhänge betrifft, die sich im Geist des Lesers herstellen könnten, weder absichtlich gesucht noch sie vermieden hat.

*Gazette* vom 28. Mai.

„Der Herr de Mélac, Generalleutnant, besetzt die Höhen über dem Schloß mit zwölf Bataillonen und fünfzig Dragonern. Er hat die Feinde aus einer Redoute vertrieben, von wo man die Festungswerke des Orts von der Rückseite angreifen kann.

„Man errichtet eine Batterie aus sechs Kanonen an der anderen Seite des Neckar. Die Laufgräben werden heute abend durch Generalleutnant Marquis de Chamilly, von der Vorderseite der aufgeschütteten Festungswerke der Vorstadt durch die Picardie-Brigade geöffnet.

(Aus dem Feldlager vor Heidelberg, den 21. Mai 1693)

“Sechshundert Mann Truppen von Hessen-Cassel kommen, den Ort mit Nachschub zu versorgen.

„Der Herr de Mélac wird sie auf die folgende Weise angreifen :

„Hundert Mann des Picardie-Regiments unter dem Kommando der Herren Coste und Despic, marschieren über die Weinberge ins Gebirge. Sie werden von hundtunddreißig Mann des Reyne-Regiments und fünfzig Mann Kavallerie des Regiments von Generaloberst de Mélac gefolgt, sowie von Lalande, der die Grenadiere gruppenweise heranbringt. Die zweite Kompanie der Reyne-Grenadiere rücken über einen breiten Weg zwischen dem Berg und dem Fluß an, angeführt von einer Kanone, um eine Traverse anzugreifen, welche der Feind über denselben Weg gelegt hat. Einhundertfünfzig Mann des Reyne-Regiments unterstützen die Grenadier-Kompanie; Kavallerie und Dragoner

berg die Gräber der Pfälzer. Der Marschall de Lorges<sup>18</sup> steckte die Kurfürstliche Residenz an allen vier Ecken an. Der Brand wütete schrecklich, ganz Heidelberg brannte. Als sich der Wirbel aus Flammen und Rauch, der die Stadt einhüllte, verzog, sah man ein Haus, ein einziges, aus der Asche herausragen.

Es war noch, noch stets, das Haus von 1595.

---

unterstützen die Infanterie. Man greift den Feind von allen Seiten an, der die erste und die zweite Traverse aufgegeben hat, aber standhaft die dritte verteidigte. Der Herr de Mélac ließ daher die Grenadiere vorrücken, die – mit dem Feind an der Flanke, angriffen, der begann, die Flucht zu ergreifen. Er hielt sich noch einige Zeit hinter den Hecken und Weinstöcken, aber die Kavallerie zwang sie schließlich zur Flucht. Die einen versuchten es den Hang hinauf durch die Weinberge, die anderen retteten sich ins Dorf Wieblingen am Fuß des Berges. Nichtsdestoweniger bekamen sie Verstärkung von einigen bewaffneten Bauern und warfen sich wieder in den Kampf, aber die Grenadiere warfen sie, so rasch sie konnten, erneut zurück, nachdem sie mehr als einhundertfünfzig Mann getötet und einige gefangen genommen hatten. Die Franzosen hatten in diesem Streit nur drei Verwundete, nämlich einen Grenadier des Reyne-Regiments, einen Soldat der Picardie und einen Kavalleristen des Regiments de Mélac.“

*Gazette*, 1. Juni.

„Morgen des 22. Der Feind, der sich unter dem Druck der Batterien und eingeschlossen sieht, wollte die übrige Vorstadt am hellichten Tag aufgeben. Man warf ihn bis zum Stadttor, das von ihm geschlossen wurde. Die Picardie-Grenadiere schlugen es mit Äxten ein und warfen sie ungeachtet des starken Feuers bis zum Tor des Schlosses zurück, das die Belagerten schlossen, wobei sie mehr als fünfhundert der Ihren aussperrten, die getötet oder gefangengenommen wurden.

„... Die Truppen betraten aus allen Richtungen die Stadt, die sie plünderten, ohne daß die Offiziere sie zurückzuhalten vermochten. Das Schloß wünschte zu kapitulieren. Der Marschall Herzog de Lorgès wollte keine Bedingungen anerkennen. Sie ergaben sich und zogen am 23. in der Stärke von achtzehnhundert Mann ab. Dreihundert gefangene Soldaten, die in der großen Kirche gehalten wurden, setzten die beiden Türme in Brand, der auf die Stadt übergriff und bevor es gelang ihn zu löschen hatte er große Teile verbrannt. Man hat 40 Tonnen Pulver gefunden, eine Menge Granaten, Bomben, zwölf gegossene und zehn eiserne Kanonen. Man hat sich außerdem der vom Feind errichteten Schiffbrücke bemächtigen können.“

„Paris, 30. Mai 1693. Der König hat Compiègne am 22. d.M. verlassen, um in Roye zu übernachten. Am 23. schlief er in Péronne, am 24. in Cambray und den 25

Heute erhebt sich die bezaubernde leuchtendrote, goldtauschierte, noch immer jungfräuliche, unversehrte stolze Fassade, einzig in der nichtssagenden Anhäufung weißer Häuser, aus denen das gegenwärtige Heidelberg besteht, der Nachbarschaft des Schlosses würdig, prachtvoll über der Stadt und läßt die triumphierende Inschrift in der Sonne blinken, die mir jeden Morgen im Vorbeigehen sagt, daß Jehova der Arbeiter und daß Jehova der Retter war. Es

---

in Quesnoy.“

„Der König und die Königin von Großbritannien trafen am 27. hier ein, um Ihre Königliche Hoheiten zu sehen und hörten im Kapuzinerkloster den Salut.“

*Gazette*, 6. Juni.

“Die Stadt wurde eingenommen, die Soldaten, Kavalleristen und Dragoner drangen von allen Seiten ein und begannen mit dem Plündern... Die Soldaten konnten nicht arrestiert werden, so sehr sich die Offiziere bemühten, um das Ausbreiten der Unordnung und der Feuersbrunst in der Stadt zu verhindern, die, da sie im Sturm genommen worden war, nicht geschont werden konnte. Der Marquis de Chamilly hatte die Gefangenen und mehrere Bürger mit ihren Frauen und Kindern in die große Kirche als sicheren Ort gebracht. Aber die Gefangenen legten Feuer an die beiden Türme, von wo es auf die Häuser der Stadt und die Vorstädte übergriff, wo es schon an einigen Stellen unabsichtlich brannte und sich fast überallhin ausbreitete, trotz aller Anstrengungen um es zu löschen. Der Herr von Heidersdorf, der den Befehl im Schloß hatte, schickte aus um um Kapitulation zu bitten. Ein Kapuziner ging mehrere Male zwischen den Seite hin und her, begleitet von einem Oberstleutnant und einem Magistrat. Die Kapitulation wurde beschlossen. Man hat zehn Tonnen Blei als Navette, sieben in Kugeln, fünf Tonnen scharfe Granaten, hundert Bomben und eine große Menge Werkzeuge gefunden. Die Truppen haben seither begonnen, die Festungswerke des Schlosses zu zerstören.“

*Selbe Ausgabe*

„Aus Quesnoy, den 2. Juni 1693.

Am 28. des letzten Monats überbrachte ein eiligst durch den Marschall Herzog de Lorges entsandter Kurier dem König die Nachricht von der Einnahme Heidebergs. Den 31. hielt der König eine Andacht und besuchte die Kranken. Seine Majestät ernannte den Abt von Luzern zum Bischof von Cahors und den Abt von Denonville zum Bischof von Comminges. Seine Majestät erteilte dem Herrn Boileau, Dekan der Kirche de Sens, das Kanonikat der Sainte-Chapelle und ein weiteres dem Herr Basire.“

„Aus Paris, den 6. Mai 1693.

(*Sic Erratum*, den 6. Juni.)

„Den ersten d.M. sang man in der Kirche Notre-Dame auf Weisung des

stimmt – denn man muß Alles sagen und die Hingabe der Renaissance ist mit heidnischen Phantasien durchwirkt – es trifft zu, daß die Wirkung dieses ernstesten Psalms durch die profane Zeile, die der Architekt darüber eingemeißelt, hat ein wenig verliert: *Praestat invicta Venus*, welche sich ein wenig zu schämen scheint, angesichts der dritten Legende, welche den Giebel krönt: *Soli. Deo. Gloria*.

Nachdem ich das wundersame Haus begrüßt habe, gehe ich über die Brücke und spaziere durch die Berge. Dort versenke, verlie-re ich mich, gehe ich vor mich hin, nehme den erstbesten Weg, betrachte Kapitell für Kapitell die Bäume, diese Säulen der großen geheimnisvollen Kathedrale, und suche, wie die alten Puritaner in die Meditation der Bibel in die Lektüre der Natur versunken, Gott.

Freund! Jeder hat sein Buch, und schauen Sie, im Evangelium wie in der Landschaft hat dieselbe Hand Dasselbe geschrieben. Was mich angeht, denke ich, daß alle Gesichter Jehovahs betrachtet werden wollen und betrachtet werden können, und diese Vorstellung regelt und erfüllt all mein Träumen seit zwanzig Jahren. Sie wissen das, Louis, der Sie mich lieben und den ich liebe. Ich denke auch, daß das Studium der Natur in keiner Weise der Praxis des Lebens abträglich ist und daß der Geist, der sich frei, seine Schwingen unter den Vögeln auszubreiten, zwischen den Blumen zu duften, beweglich und mitreißend zwischen den Strömen und Bäumen, hoch, gelassen und friedsam zwischen den Bergen zu sein weiß, auch weiß, wann die Stunde kommt und vielleicht besser als irgendwer sich unter den Menschen gestreich und redegewandt auszudrücken weiß.

---

Königs das Te Deum zu Ehren der Zerstörung der Stadt Heidelberg. Die Compagnien nahmen mit den gebräuchlichen Zeremonien daran teil; am Abend gab es Feuer in allen Straßen.“

Neben der Plünderung der Stadt zeitigte die Einnahme Heidelbergs ein düsteres Ergebnis. Bei seiner Ankunft im Lager der Kaiserlichen in Heilbronn wurde der General Heidersdorf, der mit dem Marschall de Lorges die Kapitulation ausgehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht zitiert und zum Tode verurteilt. Sein Kopf wurde vom Rumpf getrennt. Ein Kapitän und ein Leutnant waren ebenfalls Teil des Prozesses, den man ihm macht und teilen sein Schicksal. (V.H.)

<sup>18</sup> Guy Aldonce de Durfort, duc de Lorges (1630-1702), Befehlshaber der französischen Armee, der die Besetzung Heidelbergs 1693 anführte.



Ich weiß, daß ich Nichts bin, aber ich bilde mein Nichts mit einem kleinen Stück von Allem.

So gehe ich den ganzen Tag, ohne zu sehr zu wissen, wo ich bin, das Auge oft auf den Boden geheftet, den Kopf zum Pfad hin gesenkt, die Arme hinter dem Rücken, lasse ich die Stunden vorbeigehen und sammle die Gedanken, so ich sie finde. Ich setze mich in die ausgezeichneten, mit Moos, will sagen, mit grünem Velours bezogenen Sessel, die der antike Pales<sup>19</sup> am Fuß der alten Eichen für den erschöpften Wanderer gräbt. Als Willkommen entlasse ich wie ein großzügiger Herrscher alle Fliegen und alle Schmetterlinge, die ich in den Netzen um mich herum gefangen finde – kleine merkwürdige Amnestie, die, wie alle Amnestien, außer den Spinnen niemandem Leid tut. Dann schaue ich, wie unterhalb meines Throns in der Schlucht irgendein hübscher, mit spitzen Steinen durchsäter Bach fließt, in dem sich die silberne Tunika der Najade in tausend Falten kräuselt. Oder, wenn der Berg keinen Bach hat, wenn der Wind, die Blätter und das Gras schweigen, wenn der Ort ganz still, ganz verlassen, ganz abgelegen von einer Stadt, einem Haus, sogar einer Hütte ist, bringe ich ebenfalls alles in mir zum Schweigen, was in uns unablässig murmelt; ich öffne das Ohr für die Lieder eines jungen Bergbewohners mit seiner Ziegenherde zwischen den Zweigen verloren dort hinten, über oder unter mir. Nichts ist so melancholisch und sanft wie ein wilder, im Dunkel von einem kleinen, unsichtbaren Ziegenhirten für die lauschende Abgeschiedenheit losgelassener Jodler. Bisweilen gibt es in einem großen Gebirge nichts als eine Kinderstimme.

Die Bergbewohner dieser dem Schwarzwald benachbarten Wälder pflegen eine Art hell-dunklen, charmanten Gesang.

Indem ich jeden Tag wandere, werde ich in den Dörfern bekannt und von ihnen angenommen. Die Kinder, die Soldaten spielen, machen Platz, um mich vorbeizulassen. Der Fuhrmann im Neckartal lächelt mir unter seinem mit silbernen Borten geschmückten Filz mit hängenden Fransen und künstlichen Rosen zu. Die Bauern grüßen mich gravitatisch mit ihrem großen Hut à la Heinrich IV.

---

<sup>19</sup> Römische Gottheit der Hirten, deren Geschlecht nicht eindeutig ist und die zu den Penaten gerechnet wird.

Die jungen Mädchen und alten Frauen betrachten mich als einen bekannten Passanten und sagen mir Guten Tag. Übrigens frage ich mich hier mehr als anderswo jedesmal, wenn ich die Straße eines Fleckens oder Weilers entlangkomme, wie aus so schönen jungen Mädchen so häßliche alte Weiber werden können. Hier und dort zeichne ich Hütten mit ihren Eigenarten. In diesem von den Feudalkriegen, den Nachfolgekriegen und den Revolutionskriegen verwüsteten Land werden die Hütten aus den Ruinen der Schlösser gebaut, wodurch seltsame Gebäude entstehen. Kürzlich begegnete ich dem Gemäuer eines Bauern, das aus Folgendem bestand: Vier weißgekalkte Wände aus Lehm, mit einer Tür und einem Fenster an der Vorderseite; rechts von der Tür der gekrönte bayerische Löwe, der den Globus und das Zepter trägt, auf einer großen Platte aus rotem Sandstein fast als Vollplastik ausgeführt. Links von dem Fenster eine weitere Platte aus rotem Sandstein mit einem großen Bas-Relief, das eine geballte Faust auf einem Hackklotz darstellt, halb von einem Beil durchgeschlagen. Über dem Beil dies unlesbare Datum 16., unter dem Hackklotz ein anderes Datum: 1731. Zwischen den beiden Jahreszahlen das Wort RENOVATUM. Ein unglaublich geheimnisvolles und schauriges Bas-Relief. Den Mann, dessen Faust man sieht, sieht man nicht; man sieht nicht den Henker, dessen Beil man erkennt. Dieses Furchterregende scheint wie aus einer Wolke herauszutreten. Die beiden Bas-Reliefs sind in die Wand ein wenig unterhalb der alten Dachlatten eingemauert. Scheinbar irritiert und zornig wendet sich der Pfälzische Löwe der halb abgetrennten Faust zu. Nun: Wer hat diesen Löwen dorthingebracht? Was bedeutet dieses abscheuliche Bas-Relief? Welches Verbrechen steckt hinter dieser Marter? Welcher einzigartige Zufall, dem es gefiel, eine Kate mit diesem brüllenden Löwen und dieser blutenden Hand zu ergänzen? Ein Weinstock voller Trauben rankte fröhlich über dieses düstere Rätsel.

Bei eingehender Betrachtung fand ich in den oberen Teil des Bas-Reliefs mit der abgetrennten Faust einige Buchstaben eingeschlagen, die ich, nachdem ich die Trauben und Blätter beiseitegeschoben hatte, als das Wort *Burg-Freyheit* entzifferte.

Denselben Tag, es war gegen Abend, ich hatte Mittags die Stadt über den sogenannten Philosophenweg verlassen, der wie jeder Philosophenweg ins Unbekannte führt, und befand mich in einer Talmulde. Ich machte mich daran, den Hang eines hohen Hügels auf einem der alten Pfade zu ersteigen, die man in diesem Land oft antrifft, mit großen groben Felsen gepflasterte Stiegenpfade, die aussehen wie eine Zyklopenmauer, die man flach auf den Boden gelegt hat und die von den Unwissenden den Riesen, von den Wissenden den Römern, will heißen, stets den Riesen zugeschrieben werden.

In der Rheinebene hinter mir ging der Tag zur Neige.

Es war einer jener unheilverkündenden Sonnenuntergänge, bei denen die Sonne erdrückt von Wolken aus Granit, formlos und in einem gewaltigen Meer aus Blut schwimmend auf immer im Schatten zu versinken scheint.

Langsam stieg ich diesem Lichtschein entgegen.

Nach und nach erbleichte er, bevor er erlosch. Als ich auf halber Höhe war, kehrte ich um.

Unter mir sah ich nichts als die weite dämmrige Landschaft, in der die Berge sich am Horizont als gewaltige Schnecken ausnahmen, deren silberne Spur die unter dem Nebel blassen, undeutlichen Flüsse und Ströme zu sein schienen.

Der Berg wurde sehr steil, die Felsentreppe nahm kein Ende, aber die Heide und die jungen zwergwüchsigen Kastanien bewegten sich um mich herum mit jenem freundschaftlichen und gastfreundlichen Rauschen, das den Reisenden zum Weitergehen einlädt.

Daher begann ich wieder aufzusteigen.

Als ich auf einem der Hänge oben ankam, erschien vor mir plötzlich der Mond, der volle Mond, der sich rund und strahlend aus dem Kupfer der Ebene und dem Gold der Berge erhob, und während er den benachbarten Hügel erklomm, begann er an der Erdoberfläche wie eine glänzende, von unsichtbaren Geistern bewegte Scheibe ins schwarze Buschwerk zu gleiten. In dieser Deutlichkeit gesehen, besaß die ganze Kette der Gipfel und Täler, die Stufen dieses Riesen-Pfads, eine übernatürliche Gestalt.

Inzwischen benötigte ich Hilfe. Daß der Mond meinen Weg beleuchtete, kam mir sehr zupaß. Gleichzeitig begann mein Schatten neben mir auszuschreiten, als wollte er mir Gesellschaft leisten. Zehn Minuten später befand ich mich auf der Anhöhe. Von unten hatte ich den Berg nicht für so hoch gehalten. Das gilt nebenbei gesagt für alle großen Dinge ein wenig, die man von unten sieht. Von daher die herabsetzenden und beschränkten Urteile der kleinen Leute über die großen.

Am Himmel stand nichts außer dem Mond, weder eine Wolke noch ein Stern. Es war jener lichte Tag einer Nacht, wie er nur einmal im Monat vorkommt. Vom Berggipfel, einer weiten, mit Heidekraut bewachsenen, vom Wind geschorenen Kruppe sah ich unter mir keine Landschaft, sondern eine große, fast kreisförmige Landkarte, die durch die Entfernung und den Dunst verwischt war, wie diejenige, welche Jesus Christus gesehen haben muß, als der Teufel ihn auf den Berg brachte, um ihm die Königreiche der Erde anzubieten. Nebenbei bemerkt: Demjenigen ein gleiches Angebot machen, der sich Gott weiß und von dem man weiß, daß er Gott ist; demjenigen, der die Königreiche des Himmels besitzt, die Königreiche der Erde bieten, ist unter uns gesagt ein Zeichen der Dummheit, die ich von einem vorsintflutlichen Voltaire, den man Teufel nennt, kaum glauben mag.

Nach Norden hin stieß der Nebel an einen Wald. Keine Kate, keine Köhlerhütte. Vollkommene Einsamkeit.

Während ich über diese Kruppe wanderte, bemerkte ich auf einem kaum zu erkennenden Pfad einige Schritte entfernt unter den dornigen Sträuchern (was übrigens die Sträucher betrifft, so fehlt das Wort *horridus* in unserer Sprache, das weniger ausdrückt als schrecklich und mehr als *hérissé*<sup>20</sup>) ich sah also eine Art Loch, zu dem hin ich mich begab.

Es handelte sich um eine große rechteckige Grube, etwa zehn oder zwölf Fuß tief, acht oder neun breit, in welche rote Brombeersträucher hinabwuchsen, zu der hin durchs Strauchwerk die Strahlen des Mondes drangen. Auf dem Grund nahm ich undeutlich eine

---

<sup>20</sup> frz. *hérissé* bedeutet soviel wie „mit aufgestellten Stacheln“, im übertragenen Sinn auch zornig.

Pflasterung aus großen Steinplatten wahr, die vom Regen ausgewaschen waren und an den vier Wänden ein mächtiges Mauerwerk aus gewaltigen Steinen, das unter dem Gras und dem Moos formlos und abstoßend geworden war. Mir schien, als sähe ich auf dem Pflaster einige unfertige Skulpturen unter den Trümmern und unter den Trümmern einen rundlichen, stark ausgebauchten Block mit einem kleinen viereckigen Loch in der Mitte, der ein keltischer Altar oder ein Kapitell aus dem sechsten Jahrhundert sein mochte.

Ansonsten keine Stufen, um in die Grube hinabzusteigen.

Vielleicht handelte es sich nur um einen einfachen Brunnen, aber ich versichere Ihnen, daß die Stunde, der Ort, der Mond, die Brombeeren und das Durcheinander auf dem Grund diesem geheimnisvollen, in die Erde gegrabenen, treppenlosen Raum mit dem Himmel als Decke etwas Großartiges und Wildes gaben.

Worum handelte es sich bei diesem einzigartigen Loch? Sie kennen mich, ich beharre, ich suche, ich will mehr über diese Höhle wissen, als der Mond und die Einöde mir sagen. Ich schiebe mit meinem Stock die Brombeeren zur Seite, suche Halt an den Ranken, die ich mit den Händen umfasse und lehne mich über diesen Schatten. In diesem Augenblick höre ich eine tiefe, brüchige Stimme hinter mir das Wort deutlich aussprechen: *Heidenloch*.

Ungeachtet des wenigen Deutsch, das ich kenne, kenne ich dieses Wort. Es bedeutet „Loch der Heiden“.

Ich drehe mich um.

Niemand in der Heide<sup>21</sup>, nur der Wind, der pfeift und der Mond, der leuchtet. Sonst nichts. Mir schien lediglich, als wäre da neben dem Wald, etwa dreißig Schritte entfernt zwischen dem Mond und mir ein großer Schatten, ein hohes Gebüsch, das ich noch nicht bemerkt hatte.

Wie alle, die in der Einsamkeit wandern, glaube ich, mich getäuscht zu haben; ich beginne, Erscheinungen zu haben und wende mich wieder der Untersuchung der Grube zu.

Hier erhebt sich die Stimme ein zweites Mal und ich höre von Neuem hinter mir die drei seltsamen Silben: *Heidenloch*.

---

<sup>21</sup> Die Homonymie von Heide(kraut) und Heide im religiösen Sinn folgt aus der deutschen Übersetzung. Heide(kraut) heißt im Frz. bruyère.

Jetzt erst recht drehe ich mich rasch um und sage meinerseits mit lauter Stimme: Wer ist da?

Nicht ohne einen unwillkürlichen Schauer glaube ich in diesem Augenblick zu bemerken, daß der hohe Strauch sich einige Schritte genähert hat. Ich wiederhole: Wer ist da? Und gerade als ich mich dorthin aufmache, sehe ich, wie er auf mich zukommt und ich höre zum dritten Mal die brüchige Stimme sagen: *Heidenloch*.

An solchen verlassenem Orten um eine solch sonderbare Nachtzeit ist man für Aberglauben empfänglich, und ich erkläre, daß mir all die Märchen von Rhein und Neckar mir in meiner Vorstellung hochkamen und mir wie Rauch in mein Gehirn aufstiegen, währenddessen der übernatürliche Strauch wieder zurückkehrte. Unterdessen wandte sich dasjenige, was im Schatten stand, dem Mond zu und ich erkannte eine kleine gebückte Alte bis zum Kinn, auf einen Stock mit großen Knoten gestützt, fast von einem großen Haufen Ästen verdeckt, der sie von allen Seiten umringte und hinter ihr über die Erde schleifte und auf die merkwürdigste Art auf ihrem Kopf hin- und herschwankte. Sie betrachtete mich mit großen grauen Augen und wiederholte: *Heidenloch. Heidenloch*.

Einen Augenblick lang hielt ich sie für eine alte Dryade, die einen Baum auf ihrem Rücken trug und von Holzfällern verfolgt wurde.

Es war einfach nur eine gute arme Frau, die vom Holzschneiden aus dem Wald zurückkam und einem Fremden, den sie erblickte, Auskunft gegeben hatte und nun im Schein des Vollmonds über den Weg der Riesen ihr Reisigbündel trug.

Ich bedankte mich mit einigen Kreuzern und betrachtete sie mit Bewunderung. Nie in meinem Leben habe ich eine kleinere Alte mit einem größeren Reisigbündel gesehen.

Sie sprach mich mit dankbarem Gurren an, schnitt eine anmutige Grimasse, die vor fünfzig Jahren ein frisches, reizendes Lächeln gewesen war. Dann wandte sie mir den Rücken, das heißt, die Sträucher zu und versank am Fuß des Hügels angekommen innerhalb einiger Minuten in der Erde, um wie eine Erscheinung zu verschwinden. Ihre Erklärung erklärte übrigens nichts. Es war nur ein schauriges Wort für eine schaurige Sache. Das ist alles.

Ich gestehe, daß ich lange an diesem Ort verweilte und das Loch der Heiden betrachtete, das vielleicht das offene, leere Grab eines Riesen ist, vielleicht eine druidische Kammer, vielleicht die Senkgrube eines römischen Lagers oder eine Zisterne eines verschwundenen byzantinischen Konvents, oder die schaurige Grabhöhle eines abgebrochenen Galgens, deren schweigende Mauern vielleicht von menschlichem Blut getränkt oder mit Knochen von Skeletten angefüllt oder vom Tanz während eines Hexensabbat um die Gebeine widerhallt – eine Grube voller Finsternis, in welche der Mond heute einen totenbleichen Strahl und eine alte Frau ein schauriges Wort hineinwerfen<sup>22</sup>.

Ich stieg vom Berg hinab, als ich zwischen den Bäumen auf einem benachbarten Gipfel eine Turmruine ausmachte, zu der gewiß die Grube gehört, deren Bedeutung in Vergessenheit geraten ist. Übrigens haben die Heiden, will sagen, die Sugambrer<sup>23</sup> nach Dafürhalten der einen, die Römer nach Auffassung der anderen, tiefe Spuren in den Volksgebräuchen hinterlassen, die hier überall in der Geschichte zu finden und mit ihr verwoben sind. In Lorch, am Eingang zum Wispertal, befindet sich ein anderes Loch der Heiden, das ebenfalls *Heidenloch* genannt wird. In Winkel am Rhein, dem antiken Vinicella, gibt es eine Straße der Heiden – Heidengass –, und in Wiesbaden, dem antiken Visibadum gibt es die Mauer der Heiden – Heidenmauer. Zu den Relikten der Heiden zähle ich nicht jene Art Bogen, dessen efebewachsener Stumpf in den Bergen hinter Kaub an einem Ort in der Nähe von Gutenfels in sich zusammenfällt, den die Bauern Heidenbrücke nennen, denn wie mir scheint, handelt es sich offensichtlich um die Ruine einer Brücke, welche die Schweden im Dreißigjährigen Krieg gebaut haben. Ansonsten irrt sich die

---

<sup>22</sup> Das *Heidenloch* ist ein 56 Meter tiefer vorgeschichtlicher Schacht auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, wenige Meter westlich vom Aussichtsturm bzw. Stefanskloster an der Straße, die ins Tal führt. Es wurde 1548 erstmals schriftlich erwähnt, 1936-1938 untersucht, 1987 ausgegraben und von der Schutzgemeinschaft Heiligenberg mit einer gemauerten Schutzhütte umbaut. (nach: Schutzgemeinschaft Heiligenberg – Handschuhsheimer Geschichtswerkstatt e.V.)

<sup>23</sup> westgermanischer Stamm.

Überlieferung nicht oft. Dieser Gustav Adolf ist fast ein Scipio<sup>24</sup> und was er im siebzehnten Jahrhundert am Rhein anstellte, war der große klassische Krieg, der römische Krieg. Dieselben Strategien, von denen Polybios<sup>25</sup> aus dem Punischen Krieg berichtete, findet Folard<sup>26</sup> im Dreißigjährigen Krieg bestätigt.

Soweit die Abenteuer meiner Wanderungen, lieber Louis, und ich bin nicht wirklich verwundert, daß die Erzählungen und Legenden überall in diesem Land sprießen, wo die Sträucher nachts umherspazieren und das Wort an Vorübergehende richten.

Vorigen Abend in der Dämmerung lag vor mir schwarz und kahl eine hohe Kruppe, die sich über den ganzen Horizont erstreckte und auf ihrem höchsten Punkt von einer großen Turmruine überragt wurde, die wie die Maximilianstürme im Tal von Linz<sup>27</sup> allein stand.

Vier große, verwitterte, eingebrochene Mauerzinnen, die im Lauf der Zeit eine dreieckige Form angenommen haben, betonten die düstere Silhouette des Turms und verliehen ihm eine spitzzackige Krone. Im Innern hatten Bauern, die gegenwärtig das Gemäuer bewohnten, ein großes Reisigfeuer entfacht, dessen Flammen aus den einzigen drei Öffnungen, einer gewölbten Tür unten und zwei oberen Fenstern hinausloderten. Derart erleuchtet erschien er weniger als Turm, denn als das schwarze, monströse Haupt eines schrecklichen Pluto, der sein feuriges Maul öffnet und mit seinen Glutaugen von der Höhe schaut.

In solchen Stunden, wenn die Sonne untergegangen und der Mond noch nicht aufgegangen ist, begeben man Tälern, die voller

---

<sup>24</sup> Publius Cornelius Scipio Africanus (235-183 v.C.), römischer Staatsmann und Feldherr im 2. Punischen Krieg (218-201), der Hannibal in der Schlacht bei Zama (202) besiegte.

<sup>25</sup> ~200-~120 v.C., griechischer Geschichtsschreiber. Sein Hauptwerk *Historiæ* beschreibt in 40 Büchern die Geschichte Roms vom 1. Punischen Krieg bis zur Zerstörung Karthagos (264-146 v.C.).

<sup>26</sup> Jean-Charles Chevalier de Folard (1669-1752), französischer Offizier und Militärtheoretiker.

<sup>27</sup> Nach Erzherzog Maximilian von Este benannter, mehrstöckiger Festungsturm. Zweiunddreißig dieser nicht sehr hohen Türme wurden im frühen 19. Jahrhundert um die Stadt Linz an der Donau herum als Teil des Festungsgürtels errichtet.



seltamer Trümmer zu sein scheinen – in dieser Zeit gleichen die Felsen Ruinen und die Ruinen Felsen.

Bisweilen ist es der Dichter in mir, der über den Altertumsforscher, der ebenfalls in mir wohnt, den Sieg davonträgt, und ich begnüge mich mit den Visionen.

Manchmal kehre ich am folgenden Tag, wenn es hell ist, zurück. Ich erforsche das Gemäuer Schritt für Schritt, und suche, anhand der Weite der Mauervorsprünge, der Form der Zinnen oder der Weite der Spitzbögen sein Alter herauszufinden.

Zwei Meilen von Heidelberg entfernt gibt es ein bezauberndes Tal, ein Tal des Archäologen und ein Tal des Träumers: Vier alte Schlösser auf vier Felsbuckeln wie vier Geier, die einander ansehen. Zwischen den vier Burgen scheint sich eine arme alte Stadt mit Entsetzen auf dem Gipfel eines konischen Bergs zurückgezogen zu haben, wo sie sich innerhalb ihrer Mauern zusammendrängt und von wo sie seit sechshundert Jahren die großartige Stellung der Schlösser beobachtet. Der Neckar scheint sich ganz und gar auf die Seite der Stadt geschlagen zu haben und umfaßt den Berg der Bürger mit seinem stählernen Arm. Die alten Wälder, die zu dieser Zeit in allen Goldtönen des Herbsts geschmückt waren, lehnen sich wie in Erwartung einer Schlacht von überall über das Tal. Zwischen den Eichenhainen und Kastanienwäldern erstrecken sich große von Eulen und Eichhörchen bewohnte Föhrenwälder. Zu gewissen Stunden bildet das alles keine Landschaft als vielmehr eine Bühne, und man wartet auf die Stunde, in welcher die Schauspieler, diese Stadt und diese Schlösser, dieser Ameisenhaufen der Zwerge und die vier versteinerten Riesen, wieder zum Leben erweckt, mit ihrer Vorstellung beginnen.

Der wunderbare Ort nennt sich Neckarsteinach.

Aus einem dieser vier Bergfriede hat man einen Pachthof, aus einem zweiten ein Lustschloß gemacht. Mich haben vor allem die beiden anderen, die vollkommen verfallen, verwüstet oder verlassen sind, interessiert und bewogen, mehrere Male dorthin zurückzukehren.

Die eine Burg nannte sich im zwölften Jahrhundert und nennt sich noch heute Schwalbennest. Sie ist tatsächlich wie von einer

gigantischen Schwalbe auf einem Felsvorsprung in einer Einbuchtung eines gewaltigen Bergs aus rotem Sandstein gebaut und gelegen.

Zur Zeit Rudolfs von Habsburg war sie der Herrnsitz eines entsetzlichen Edelmanns und Banditen, der sich Bliigger, die Plage, nannte. Das ganze Tal von Heilbronn bis Heidelberg war Freiwild des Sperbers mit menschlichem Antlitz.<sup>28</sup>

Wie alle Seinesgleichen wurde er vor den Reichstag gerufen, indes, Bliigger folgte nicht.

Der Kaiser sprach die Reichsacht über ihn aus. Bliigger lachte nur.

Der Bund der Hundert Städte schickte seine besten Truppen und seinen fähigsten Kapitän, um das Schwalbennest zu belagern. *Le Fléau* vernichtete seine Belagerer in drei Ausfällen.

Dieser Bliigger war ein Kämpfer von riesenhafter Statur, der mit dem Arm eines Schmieds zuschlug.

Schließlich exkommunizierte der Papst ihn und seine Gefolgschaft.

Als Bliigger hörte, wie am Fuß seiner Mauer von einem Reichsherold die Exkommunikation verlesen wurde, zuckte er mit den Schultern.

Als er am folgenden Tag erwachte, fand er seine Burg verlassen. Tor und Ausfallspforte waren zugemauert. Alle seine bewaffneten Männer hatten während der Nacht die verfluchte Zitadelle verlassen und die Ausgänge mit Steinen verschlossen.

Da sah einer, der sich im Berg versteckt hatte, von einem Felsen, von dem aus er in die Burg schauen konnte, wie Bliigger mit ge-

---

<sup>28</sup> Als Erbauer gilt Bliigger V. aus dem Geschlecht der Landschad. Möglicherweise hat der Name zum schlechten Ruf geführt. Tatsächlich leitet er sich vom Sitz der Familie auf der Burg Schwalbennest ab, die auch Burg Schadeck hieß, was wiederum auf alte Bezeichnungen für ‚Schwalbe‘ (Schad) und ‚brüten‘ (hecken) zurückging. Die Sage, die V.Hugo hier wiedergibt, findet sich u.a. in dem Buch *Bliigger* von Steinach. Eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge von August Leibrock (Leipzig 1827). Nach dieser Geschichte handelt es sich bei der beschriebenen Burg nicht um das Schwalbennest, sondern um eine Burg die „gleich dem Schwalbenneste .. mehrere Fuß über den Felsen“ erbaut war.

senktem Haupt langsamen Schrittes über den Burghof ging. Ohne auch nur einmal in den Zwinger zu gehen, wanderte er so bis zum Abend, allein, und ließ die Steinplatten unter seinen stählernen Absätzen widerhallen.

In dem Augenblick, als die Sonne hinter den Hügeln von Neckargemünd unterging, stürzte der mächtige Burggraf der Länge nach aufs Pflaster.

Er war tot.

Sein Sohn konnte die Aufhebung der Exkommunikation seiner Familie nur dadurch bewirken, daß er einen Kreuzzug unternahm und aus dem Heiligen Land den Kopf des Sultans mitbrachte, der noch heute in der Mitte des Wappenschilds eines steinernen Ritters namens Ulrich Landschad, Sohn von Bigger, dargestellt ist, und der ausgestreckt auf einem Grab in der Kirche von Steinach ruht.

Die Familie ist inzwischen ausgestorben<sup>29</sup>.

Ist das keine schöne Geschichte, Louis, die ebenso wert ist, erzählt zu werden, wie die großen Schlachten und die Königshochzeiten? Man muß solche Erinnerungen des Volkes sammeln. Die Geschichtsforscher schätzen diese Einzelheiten gering. Sie sagen, es seien Kleinigkeiten; ich behaupte, daß es Großes ist. Sie fügen hinzu, es seien Geschichten alter Weiber, aber kennen Sie etwas Großartigeres und Schrecklicheres als Geschichten alter Weiber? Was mich angeht, erscheint mir Homer so überwältigend, daß ich die Ilias zu den Geschichten der alten Weiber zähle.

Buchanan<sup>30</sup>, den ich in der Heidelberger Bibliothek zu diesem Thema durchgeblättert habe, macht hierzu ein einfältiges Geständnis. Hier, was er zu Macbeth geschrieben hat: *Multa hic fabulose affingunt; sed, quia theatris aut fabulis milesiis sunt aptiora quam historiae, ea*

---

<sup>29</sup> D.h. mit Friedrich III. Landschad, 1653.

<sup>30</sup> Vermutlich stammt das Zitat von George Buchanan (1506-1582), schottischer Humanist und Historiker.

*omitto*.<sup>31</sup> Was Buchanan auf diese Weise zwischen Parenthesen setzt, ist Shakespeare.

Das Volk irrt hier übrigens nicht. Es liebt das Große und die Geschichten. Es überzeichnet sogar gern die Darsteller seiner Legendenden und stellt sie durch besondere Hervorhebung der Einzelheiten auf eine Ebene mit den großen Männern der Geschichte. Sobald es darum geht, einen ihrer Helden zu feiern schämt sich die Chronik ebensowenig wie die Geschichte, die gesamte Natur umzustoßen. Während der schottische Grundbesitzer Dunwald im Schloß von Fores den König Duff ermordet, geschehen dort Wunder und die Sonne verhüllt sich wie beim Mord Caesars.

Mögen die Erzähler großer Ereignisse Hector Boece<sup>32</sup> oder Hailes<sup>33</sup> heißen, es handelt sich nicht um Geschichte, sondern um Geschichten. An dem Tag, an dem sie sich Homer, Vergil oder Shakespeare nennen, ist es mehr als Geschichte, es ist Epos.

Das Schwalbennest bietet noch stets einen stolzen und schwermütigen Anblick. Es handelt sich um einen viereckigen Bergfried, von dem die zwei zum Tal hin weisenden Ecken unter zwei runden Türmchen mit Mauerkränzen verschwinden, in die sie aufgehen. Die Anlage ist von einer doppelten, mit Efeu überwachsenen Zirkumwallation umgeben und wie schon erwähnt, klammert sich der ganze Block an die Flanke eines Berg und hängt fast über dem Neckar.

Ich bin den einst so fürchterlichen Pfad hinaufgewandert, über den das kochende Öl, brennendes Pech und geschmolzenes Blei von den Pecherkern floß. Ich bin über die Ausfallspforte und das Tor eingetreten, das man zugemauert hatte und von dem heute nur große Scharten existieren, die dem Erstbesten Eintritt gewähren.

---

<sup>31</sup> Vollständig lautet das Zitat aus der Geschichte Schottlands „Einige unserer Schriftsteller berichten über viele Sagen, die milesischen Geschichten [i.e. erotische Erzählungen] gleichen und sich eher für die Bühne eignen, denn als Geschichte, weshalb ich sie fortlasse.“ (George Buchanan, *Rerum Scoticarum Historia*, 1643)

<sup>32</sup> (1465-1536) schottischer Gelehrter und Geschichtsforscher; Verfasser einer umfassenden Geschichte Schottlands.

<sup>33</sup> Gemeint ist vermutlich Lord Hailes, Sir David Dalrymple, 3rd Baronet (1726-92), ebenfalls u.a. Verfasser einer Geschichte Schottlands, die *Annals of Scotland*.

Mit einem Nagel habe ich diese drei Zeilen in einen Stein des Türstock geritzt: „*Quand la porte du tombeau s'est fermée sur une famille pour ne plus s'ouvrir, la porte de la maison s'ouvre pour ne plus se fermer.*“<sup>34</sup>

Das Innere der Burg bietet einen schaurigen Anblick. Baumwurzeln. Wo Bliggers kolossale Rüstung widerhallte, als der Burggraf totenstarr aufs Pflaster fiel, drücken die Wurzeln der Bäume die alten Platten aus dem zwölften Jahrhundert hoch. Vom Berg mit seinen vielen Quellen sickert unablässig Tropfen für Tropfen das Wasser in die halbgefüllte Zisterne. Die blühenden Erdbeersträucher breiten sich zwischen den Platten aus. Die Steine der Mauern, die vom Regen ausgewaschen und vom Mond zerfressen sind, sind mit tausend Löchern übersät, in denen die Larven der Schmetterlinge im Schatten ihre Cocons spinnen; kein menschlicher Schritt in dieser Behausung; in den unzugänglichen Fenstern des Zwingers zeigen sich wilde Kastanien, Farne, die ihre Fächer schütteln, und Schierling, der seine Schirme neigt. Der große Saal, dessen Dach und Decken eingestürzt sind, ist noch fürstlich mit dreizehn Fenstern ausgestattet, die sehr weit zum Tal hin offen sind. Zu der Zeit, als ich dort war, rahmte die untergehende Sonne in einem von ihnen einen prächtigen Claude Lorrain<sup>35</sup> ein.

Die andere Burg hat keinen Namen<sup>36</sup>, keine Geschichte, gleichsam kein Datum, kaum eine Gestalt, und ist noch sehr viel mächtiger als das Schwalbennest.

Vergißt man für einen Augenblick den rechteckigen Turm, der noch stets herausragt, ist es kein Bergfried, keine Ruine, kein Gemäuer mehr, es ist kein Gebäude von menschlicher Gestalt (denn der Mensch prägt dem Gebäude seine Form ein) – es ist ein Block, eine ausgehöhlte Masse, ein wie eine Lunge mit Löchern und Blinddärmen durchbohrter Fels. Es ist eine gewaltige Madrepore, die mit

---

<sup>34</sup> „Wenn sich das Tor zum Grab hinter einer Familie schließt, um sich nie wieder zu öffnen, öffnet sich das Tor des Hauses, um sich nie wieder zu schließen.“ (Es ist nicht bekannt, ob V. Hugo die Zeilen in Deutsch oder Französisch geschrieben hat. Im Text stehen sie auf Französisch.)

<sup>35</sup> Claude Lorrain (1600-1682), französischer Maler, der insbesondere für seine seine phantastischen Landschaften bekannt ist.

<sup>36</sup> Die sog. Hinterburg. Die beiden bewohnten Burgen heißen ebenso prosaisch Vorderburg und Mittelburg.

all ihren Antennen, mit all ihren Füßen, all ihren Fingern, all ihren Hälsen, all ihren Spiralen, all ihren Mündern, all ihren Rüsseln, all ihren Haaren die Vegetation, diesen schrecklichen Polypen, durchdringt und erfüllt.

Mit einiger Mühe gelangte ich dort hinein, indem ich im Gestrüpp den Lärm eines Raubtiers machte.

Die Burg ist an die zwei Jahrhunderte älter als das Schwalbennest. Der viereckige Turm hat nur eine Öffnung, eine Tür aus dem neunten Jahrhundert, unter der noch in einer Höhe von ungefähr vierzig Fuß Mauern hervorkommen – die beiden Konsolen aus facettierten Tragsteinen, welche die Zugbrücke trugen. Die in der Dunkelheit liegende Archivolte des unzugänglichen Eingangs ist so unbeschädigt, als hätte man den Stein erst gestern geschnitten.

Das Einzige, was an diesem viereckigen Gemäuer noch eine Form besitzt, ist ein großer runder Turm, der zu drei Viertel abgetragen ist und eine Mauerecke flankiert. Ich hatte ihn beim Aufsteigen gesehen, aber nachdem ich in den labyrinthischen Höhlen gefangen war, hatte ich Mühe ihn wiederzufinden. Schließlich machte ich zwischen zwei Dornensträuchern den schmalen Eingang zu einem Korridor aus. Ich ließ mich hineingleiten und erreichte so eine kleine seltsame Kreuzung, die von vier länglichen, niedrigen Gewölbezellen gebildet wurde, die in die vier verschiedenen Richtungen des Tals ausstrahlten, von der jede bei einer Schießscharte endete. Alle vier gingen vom Ende des Korridors aus, durch den ich hineingelangt war. Stellen Sie sich das Innere einer Form vor, in der man den Fuß eines riesigen Adlers gegossen hätte. Diese vier Zellen waren Nischen für Onager<sup>37</sup> oder Falconet<sup>38</sup>. Von dort, wo ich mich befand, konnte der Burggraf durch die erste Scharte zu seiner Rechten die Rückseite des Bergs, durch die zweite, ihm gegenüber, das Schwalbennest, durch die dritte die Stadt auf der Anhöhe, und durch die vierte, zu seiner Linken, die beiden anderen Burgen des Tals sehen. Dieser Adlerhorst, dessen Krallen von vier Kriegsmaschinen gebildet wurden, machten das Innere des runden Turms aus.

---

<sup>37</sup> Katapult (nach dem lat. *Onager*, dt. *Wildesel*)

<sup>38</sup> Bezeichnung für eine kleine Kanone

Zwischen den vier Öffnungen bestand alles aus zementiertem Granit und massivem Mauerwerk. Ich habe das Schwalbennest aus der Perspektive der Scharte gezeichnet.

Im Frühling, wenn sie sich in ein außergewöhnliches Blumenbouquet verwandelt, muß diese Ruine reizvoll sein.

Darüberhinaus ist über die Burg nichts bekannt. Es gibt über sie weder eine Sage, noch hat sie einen Geist. Die Generationen, die sie bewohnten, haben sie eine nach der anderen betreten, wie eine bodenlose Höhle aus der keiner ihrer Schatten je wieder herausfand.

Als ich dort bei Sonnenuntergang ankam, brach noch während meines Aufenthalts die Nacht herein. Währenddessen füllten sich Gemäuer und Gestrüpp mit einem seltsamen Geräusch. Lieber Louis, sollte man Ihnen jemals etwas über die nächtliche Stille der Ruinen erzählen, nehmen Sie davon bitte die namenlose Burg in Neckarsteinach aus. Nie zuvor habe einen ähnlichen Heidenlärm gehört. Sie kennen das wunderbare Treiben im Hochwald bei Sonnenaufgang im April – von jedem Blatt steigt ein Laut auf, aus jedem Baum geht eine Melodie hervor. Die Grasmücke zwitschert, die Waldtaube gurrert, der Distelfink trällert, der Sperling, dieser fröhliche Querpfeifer, pfeift lustig durcheinander. Der Wald ist ein Orchester. Alle Stimmen, die Flügel haben, singen gleichzeitig und verbreiten die geheimnisvolle Sinfonie des großen, unsichtbaren Musikanten über die Hügel und Wiesen. In der Burg ohne Namen ist es in der Abenddämmerung dasselbe, nur schrecklich. Alle Ungeheuer des Schattenreichs erwachen und beginnen zu wimmeln. Die Fledermaus schlägt mit den Flügeln, die Spinne pocht mit ihrem Hammer gegen die Mauer, die Kröte schüttelt ihre schaurige Rassel. Alles giftige und todbringende Getier schleicht sich zwischen den Steinen, durchs Gras, zwischen den Zweigen hindurch. Und dann das dumpfe Grollen, die merkwürdigen Schläge, das Kreischen, das Geknister unter den Blättern; das schwache Seufzen, das man ganz in seiner Nähe hört; das ungewöhnliche Wimmern; die mißgebildeten Wesen, welche schaurige Laute von sich geben; Etwas, das man von dem, welches man niemals zu Gesicht bekommt, je weder gebrüllt noch gemurmelt hört. Bisweilen tönen unvermittelt schreckliche Schreie aus den zerstörten und verlassenen Gemächern. Das sind

die Waldkäuze, die wie Sterbende klagen. Dann wieder glaubt man, nicht weit entfernt Schritte im Dickicht zu hören, das ist das müde Astwerk, das sich von selbst bewegt. Zwei glühende Kohlen, die aus irgendeiner Esse gefallen sind, leuchten im Schatten unter den Brombeeren auf, das ist eine Eule, die Sie anblickt.

Ich fühlte mich unwohl und beeilte ich mich, fortzukommen, wobei ich nicht wußte, wo ich im Schatten meine Hände hinsetzen sollte, so daß ich mich mit dem Stock über die Steine hintastete. Ich versichere Ihnen, daß ich freudig bewegt war, als ich aus dem Schatten und dem undurchdringlichen Gewölbe der Vegetation heraustrat, die eine Ruine umgibt und umschließt. Der glänzende blaue Sternenhimmel erschien mir zwischen den Bergen wie eine riesige Brunnenschale aus mit Goldpailletten besetztem Lapislazuli.

Mir war, als wäre ich einem Grab entkommen und hätte das Leben wiedergewonnen.

Abends, nach den Expeditionen, kehre ich in die Stadt zurück. Auf dem Weg begegnete ich Gruppen von Studenten dieser großen Universität von Heidelberg – edle, ernste junge Männer, denen das Denken schon ins Gesicht geschrieben steht. Der Weg zieht sich am Neckar entlang. In regelmäßigen Abständen läutet in der Ferne die Glocke der Abtei von Neuburg. Die Hügel werfen ihre großen Schatten über den Fluß. Das Wasser glitzert im Vollmondschein wie zitternde Silberplättchen. Lange, dunkle Nachen gleiten pfeilgleich durch die Stromschnellen, dann wieder gibt es weder Schiffe, noch Passanten, noch Häuser, das Tal ist stumm, der Fluß verlassen und die Felsen ragen hier und dort in Form von Krokodilen und riesigen Fröschen, die abends an die Wasseroberfläche kommen, um Atem zu holen mitten aus dem Strom.

Wo ich bei Sonnenuntergängen, Abenddämmerungen und Vollmonde bin, muß ich Ihnen von vorgestern abend erzählen. Wie Sie wissen, sind für mich die großen Erscheinungen nicht „immer dasselbe“, und ich finde nicht, daß ich heute den Himmel nicht mehr anschauen muß, weil ich ihn gestern schon gesehen habe. Ich fahre daher mit meiner Plauderei fort.

Als der Tag zur Neige ging, bin ich durch einen Kastanienhain über dem Heidelberger Schloß einen hohen Hügel hinaufgestiegen,



den man den Kleinen Gaisberg<sup>39</sup> nennt. Dort befand sich im zwölften Jahrhundert eine Festung, die durch Konrad von Hohenstaufen, Graf des Heiligen Römischen Reichs, Herzog der Franken und Schwager des Kaisers Barbarossa, gebaut wurde. Aus den Trümmern dieser 1278 (zur gleichen Zeit wie Heidelberg) gebrandschatzten Festung errichteten die Schweden 1633 eine Schanze aus Trockenmauern, während in unserer Zeit ein Bauer aus der Schanze Gustav Adolfs eine Einfassung seines Kartoffelackers macht.

Vom Kleinen Gaisberg aus gesehen erscheint die Rheinebene wie das Meer von der Steilküste von Bois-Rosé. Der Horizont ist gewaltig: Mannheim, Philippsburg, die Türme von Speyer, eine Menge Dörfer, Wälder, Ebenen ohne Ende, der Rhein, der Neckar, unzählige Inseln, die Vogesen im Hintergrund.

Zur Rechten, auf der bewaldeten Kruppe des Heiligenberg, den man vor zweitausend Jahren *mons Pirus* und vor tausend Jahren *mons Abrahæ* nannte, erzählen die Ruinen, die man dort antrifft, dieselbe Geschichte, wie die Ruinen der Burg Konrads auf dem Gaisberg. Die Römer hatten dort einen Jupiter- und einen Merkurtempel errichtet. Aus den Resten dieser beiden Tempel baute Chlodwig nach der Schlacht von Zülpich 495 einen Palast, der von den Frankenkönigen bewohnt wurde. Vierhundert Jahre später, unter Ludwig dem Deutschen, baute Thiodroch, Abt von Lorges, mit dem Abbruch von Chlodwigs Palast eine Kirche. 1622 eroberten die Kaiserlichen unter dem Kommando von Graf Tilly den Heiligenberg, rissen die romanische Abtei Thiodrochs nieder und bauten mit den Trümmern Batterien und Stützmauern auf dem Gipfel des Bergs. Heute errichten die Bauern der Nachbarschaft aus den Steinen, die einst ein Jupitertempel, ein Palast der Frankenkönige, eine katholische Kirche, eine kaiserliche Batterie waren, ihre Hütten.

Oben auf dem Gaisberg setzte ich mich neben ein wildes Geißblatt<sup>40</sup>, das noch in Blüte stand, auf einen Stein, der dort im Dreißigjährigen Krieg niedergesetzt wurde.

Die Sonne war untergegangen. Ich betrachtete die großartige Landschaft. Einige Wolken zogen ostwärts. Der Sonnenuntergang

---

<sup>39</sup> Im Original nennt Hugo ihn „petit Geissberg“.

<sup>40</sup> die Homophonie (Geissberg <> Geißblatt) folgt aus der Übersetzung.

legte seine langen bunten, in den Farben des Sonnenspektrums gefärbten Bänder über das Violett der Vogesen. Ein Stern schien am vollkommen unbedeckten Himmel.

Mir schien, als ständen hinter mir noch all die Männer, all die Phantome, all die Schatten, die seit zweitausend Jahren durch diese Berge gezogen sind – Attila, Chlodwig, Konrad, Barbarossa, Friedrich der Siegreiche, Gustav Adolf, Turenne, Custine – und betrachteten mit mir diesen prächtigen Horizont. Zu meinen Füßen lag die Ruine von Hohenstauffen, zu meiner Rechten die Römer in Ruinen, über den Abhang geneigt, die Pfälzer in Ruinen, im Hintergrund, im Dunst, eine armselige Kirche, von den Katholiken im fünfzehnten Jahrhundert gebaut, im sechzehnten von den Protestanten übernommen, heute durch eine Mauer zwischen den Protestanten und den Katholiken geteilt, will sagen, in den Augen Roms zweigeteilt in Paradies und Hölle, profaniert, zerstört. Um diese Kirche herum eine ärmliche Stadt, die viermal angezündet, dreimal bombardiert, geplündert, wiederaufgebaut, verwüstet und erneut errichtet worden war. Gestern Fürstenresidenz, heute Universität und Manufaktur, Schule und Werkstatt, Stadt der Studenten und der Arbeiter, will sagen, Ameisenhaufen der Kinder, die die Finsternis studieren und der Männer, die das Nichts bearbeiten. Im Raum vor mir hatte ich die Flüsse, noch stets aus Perlmutter, den Himmel, noch stets aus Saphir, die Wolken, noch stets aus Purpur, die Sterne, noch stets aus Diamant, neben mir die noch stets duftenden Blumen, der noch immer fröhliche Wind, die noch immer rauschenden, jungen Bäume. In diesem Augenblick habe ich in all ihrer gewaltigen Unermeßlichkeit die Kleinheit des Menschen und die Größe Gottes gefühlt, und mir wurde eine jener Offenbarungen der Natur zuteil, welcher in ihrer tiefen Betrachtung die Adler teilhaftig werden, die man abends auf dem Gipfel der Alpen oder des Atlas sieht.

Wissen Sie, Louis, an den Orten in der Höhe, in den einsamen Augenblicken, steigt die Flut der Ideen an, die Sie nach und nach umfängt und beinahe die Intelligenz überflutet. Es wäre unmöglich, Ihnen alles mitzuteilen, was während der zwei oder drei gedankenversunkenen Stunden auf dem Gaisberg in meinem Geist ein und ausging.

Vor viertausend Jahren lag dieses weite Land, das man vom Gipfel des Gaisberg sieht, offen wie das Meer, war in der Tat ein See, ein riesiger See, der gegen den weiten Kreis der Berge, den Donnersberg, den Taunus, den Melibokus, den Pirusberg und die Vogesen anschlug. Wie der Niagara stieg der Rhein von einem See zum nächsten hinunter, dem Meer zu. Einer alten Überlieferung zufolge legte ein Nekromant, der von einem König gefangengenommen war, den See trocken, um seine Freiheit zu gewinnen. Bei dem gefangenen Zauberer handelte es sich um den Rhein, der das Hindernis im Osten des Sees durchbrach, um sich breiter zwischen der doppelten Kette der Vulkane ergießen zu können, die beim Taunus beginnt und beim Siebengebirge endet. Der See hat sich längst in eine Ebene verwandelt, die Menschen sind den Strömen gefolgt und die Burgen den Klippen.

Ich berichtete Ihnen schon von einigen der großen Phantome der Geschichte, die diese Ebene seit zwei Jahrtausenden durchquert haben, von denen Caesar der Erste, Bonaparte der Letzte war.

Es gibt Städte, an denen bilden sich zu gewissen Zeiten, fast periodisch, dank einer Art örtlicher Schicksalhaftigkeit, die in der Luft liegt, durch die Verbindung ihrer geographischen Lage mit ihrem politischen Wert Ereignisknoten, ganz so, wie sich Wolken über den hohen Bergen zusammenballen.

Heidelberg ist so eine Stadt.

Nehmen Sie nur das Schloß (es wird Zeit, Ihnen davon zu berichten, und ich hätte damit eigentlich beginnen müssen) – welche Abenteuer haben sich dort nicht abgespielt! Während fünf Jahrhunderten hat es alle Nachwirkungen dessen erfahren, was Europa erschüttert hat und ist schließlich darunter zusammengebrochen. Das rührt daher, es ist wahr, daß das Heidelberger Schloß, die Residenz des Pfalzgrafen, der über sich nur die Könige, Kaiser und Päpste hatte, und zu mächtig war, um sich ihrem Fuß zu beugen, nicht das Haupt erheben konnte, ohne sie zu brüskieren; das kommt, wie gesagt, daher, daß dieses Heidelberger Schloß gegenüber den Mächtigen immer irgendwie in Opposition stand. Schon 1300, in der Zeit seiner Grundsteinlegung, begann es mit einer Thebaide: in der Pfalz gab es Rudolf und Kaiser Ludwig, zwei unnatürliche Brüder, Eteo-

kles und Polyneikes<sup>41</sup>. In der Folge gewann der Kurfürst an Größe. Im Jahr 1400 setzt der Pfälzer Rupert II. mit Unterstützung der drei Kurfürsten vom Rhein Kaiser Wenzeslaus ab und tritt an seine Stelle. Hundert Jahre später, 1519, erhebt der Pfälzer Friedrich II. den jungen König Karl I. von Spanien zum Kaiser Karl V. 1415 erklärt sich der Graf Ludwig der Bärtige zum Protektor des Konzils von Konstanz und nimmt einen Papst, Johannes XXIII., den er in einem Brief an den Kaiser *Euren Simonisten*<sup>42</sup> *Balthasar Kossa* nennt, in seinem Schloß in Heidelberg gefangen. Ein Jahrhundert später flüchtet Luther nach Neuenheim<sup>43</sup>, in der Nähe desselben Heidelberg, im Schatten des Pfälzers Friedrich. Ich überspringe hier absichtlich den großen Titanen von Heidelberg, Friedrich den Siegreichen, um gleich ausführlich von ihm zu sprechen. 1619 ergreift ein junger Mann, Friedrich V., gegen den Willen des Kaisers die böhmische Königskrone, und 1687 nimmt der Pfälzer Philipp-Wilhelm als alter Mann den Hut des Kurfürsten gegen den Willen des französischen Königs von Frankreich – von daher in Heidelberg die Kämpfe, die Stöße, die Erschütterungen ohne Ende, der Dreißigjährige Krieg, der Gustav Adolf zum Ruhm gereichte, der Pfälzische Krieg, der Turenne aufgegeben war. Alles Bedeutende hat an das Tor des Schlosses geklopft. Drei Kaiser, Ludwig von Bayern, Adolf von Nassau und Leopold von Österreich haben es belagert; Pius II. hat es mit Exkommunikation belegt, Ludwig XIV. ihm seine Truppen entgegengeworfen. Man könnte sogar sagen, daß der Himmel davon durchsetzt ist. Am 23. Juni 1764, am Vorabend des Tages, an dem Karl-Theodor ins Schloß zurückkehren und seine Residenz wieder herrichten wollte (was, nebenbei gesagt, ein großes Malheur gewesen wäre, denn wenn Karl-Theodor dort seine dreißig

---

<sup>41</sup> In der griechischen Mythologie Söhne aus der (inzestuösen) Ehe zwischen Ödipus und Iokaste. Beide sollten abwechselnd die Herrschaft über Theben ausüben. Als Eteokles sich weigerte, die Macht an seinen Bruder abzugeben, versammelte Polyneikes ein Heer um sich und zog gegen ihn zu Felde („Sieben gegen Theben“).

<sup>42</sup> Jemand, der Simonie betreibt – darunter versteht man im Mittelalter die Vergabe von Kirchenämtern durch Laien (Laieninvestitur), später das Vergeben oder Annehmen von Kirchenämtern gegen Bezahlung.

<sup>43</sup> Heute ein Stadtteil von Heidelberg, auf der anderen Seite des Neckars.

Jahre verbracht hätte, wäre die von uns so bewunderte Ruine zweifellos mit einer fürchterlichen Tauschierung im Pompadour-Stil überzogen worden), am Vorabend jenes Tages also, als die Möbel des Fürsten schon vor dem Tor abgestellt worden waren, fiel in der Heiliggeistkirche das Himmelsfeuer durch den achteckigen Turm, setzte den Dachstuhl in Brand und schaffte es, in wenigen Stunden das fünfhundert Jahre alte Schloß zu zerstören. Schon zwei Jahrhunderte zuvor, 1537, wurde der alte Palast, der durch Konrad auf dem Gaisberg errichtet und unter Friedrich II. in ein Pulvermagazin umgebaut worden war, von einem Blitz getroffen und in die Luft gesprengt. Erstaunlich, wie das Geschehen bei den beiden Heidelberger Schlössern, der Burg Hohenstauffen und dem Herrnsitz der Pfälzer denselben Ausgang nahm. Das eine wie das andere endete wie der Traum in der Tragödie mit einem Donnerschlag.

Die unausgesprochene, versteckte Eifersucht zwischen Kurfürst und Kaiser, zwischen souveränem Graf und Caesaren, von der ich eben sprach, überträgt sich auf die Fassaden des Schlosses und schlägt sich darauf sichtbar nieder. Auf den Palast von Ottheinrich hat der Künstler, vom Geist des Fürsten erfüllt, die Medaillons der römischen Kaiser gesetzt. Von diesen Kaisern hat er Nero hervorgehoben und Brutus übergangen. Er hat die Komposition, die über drei Stockwerke reicht, den vier Statuen im Erdgeschoß untergeordnet. Diese Statuen sind Symbole: es handelt sich um Halbgötter und Halbkönige: Josua, Samson, Herkules, David. Für David hat er nicht den König, sondern den Hirten gewählt. Jede Statue ist darunter mit einer passenden Inschrift versehen, die geeignet ist, den hochfahrenden Gedanken des Pfälzers auszudrücken. Unter den Füßen von Josua liest man:

Der Herzog Josua  
durch Gottes Macht  
einunddreißig Kü  
nig hat umgebracht

Aus Samson wird in seiner Legende fast ein pfälzischer Kurfürst:

Samson der stark

ein Nasir<sup>44</sup> Gottes war  
beschirmet Israhel  
wohl zwenzig Jar

Herkules entspricht Friedrich II., der, nachdem er zweimal Deutschland gerettet und an der Spitze der Armee der deutschen Konföderation die Türken geschlagen hat, sagt:

Jovis sun Herkules  
bin ich genandt  
durch mein herrliche  
thaten wol bekandt

David schließlich, der Hirte David, der seine Schleuder in der einen, den Kopf des Riesen in der anderen hält, ist der durch den Ruhm rechtmäßige Usurpator, Friedrich der Siegreiche, der zu Kaiser Adolf zu sagen scheint:

David war ein Jüng  
ling behertzt und klug  
dem frechen Goliath  
den kopff abschlug

Goliath sollte nur auf der Hut sein.

Der pfälzische Kurfürst war in der Tat ein großer, mächtiger Fürst. Unter den herzoglichen Kurfürsten hatte er denselben Rang, wie der Erzbischof von Mainz unter den bischöflichen Kurfürsten. Während der Feierlichkeiten des Reichs trug er den Reichsapfel des Heiligen Römischen Reiches, den er seit Karl V. im Wappen führte.

Die Pfalzgrafen waren durchaus gebildet, eine Zierde und Eitelkeit der wahren Fürsten. Im vierzehnten Jahrhundert gründete Ruprecht der Ältere die Universität zu Heidelberg. Im siebzehnten Jahrhundert war der pfälzer Karl Doktor der Universität von Oxford. Otto der Großmütige zeichnete und bildhauerte. Tatsächlich hatte Ottheinrich am wunderbaren sechzehnten Jahrhundert teil, in dem Fürst und Künstler auf der Höhe ihrer Blüte eins waren. Karl V. nahm Tizians Pinsel auf, Franz I. schmiedete Verse, wie später Karl IX., malte und zeichnete. "*Molte volte,*" sagt Paul

---

<sup>44</sup> Gottesgeweihter

Lamozzo, *„si dilettaua di prendere lo stilo in mano e esercitarsi nel disegnare e dipingere.“*<sup>45</sup>

Dank seines alten Lehrers Mathias Kemnat<sup>46</sup> war Friedrich der Siegreiche ebenfalls ein gelehrter Fürst, der im fünfzehnten Jahrhundert sozusagen der Zwillings Karls des Kühnen war, und dessen Freundschaft der wackere Herzog von Burgund höher schätzte als den Königstitel.

Die Geschichte kennt keine stolzere Gestalt. Er tat sich erstmals durch Usurpation hervor, denn sein Land brauchte einen Mann und kein Kind. Er verteidigt die Pfalz gegen den Kaiser und den Erzbischof von Mainz gegen den Papst. Er wird dreimal exkommuniziert. Er schlug den Bund der dreizehn Fürsten. Er leiht der rheinischen Hanse seine Hilfe. Er bietet ganz Deutschland die Stirn. Er gewinnt die Schlachten von Pfeddersheim und Seckenheim. Er serviert dem Markgrafen Karl von Baden, dem Bischof Georg von Metz und dem Graf Ulrich von Württemberg sowie hundertdreißig gefangenen Rittern die berühmte brotlose Mahlzeit<sup>47</sup>. Er erklärte den räuberischen Burggrafen den Krieg und vertreibt sie vom Neckar, so wie Barbarossa und Rudolf von Habsburg sie vom Rhein vertrieben haben. Nachdem er in einem Feldlager gelebt hat, stirbt er schließlich in einem Kloster – nach einem Leben wie später der große Friedrich, ist er gestorben, wie Karl V. Ein Held mit doppeltem Profil, in dem die Vorsehung beide großen Männer geformt hat.

Aus der Vogelperspektive zeigt das Heidelberger Schloß annähernd die Form eines F, als hätte der Zufall aus dem großartigen Herrnsitz die riesige Initiale des siegreichen Friedrich, seines berühmtesten Bewohners, machen wollen.

---

<sup>45</sup> „Viele Male erfreute er sich daran, den Pinsel aufzunehmen und sich im Zeichnen und Malen zu üben.“

<sup>46</sup> Matthias Kemnat (ca. 1430-1476) war der Hofkaplan von Kurfürst Friedrich I.

<sup>47</sup> Der Sage nach werden die Gefangenen mit Fleisch und Wein bewirtet. Als sie jedoch um Brot bitten, um die Mahlzeit beginnen zu können, weist Friedrich auf das vom Krieg verwüstete Land vor dem Fenster und fragt, unter Hinweis auf das Elend der Bauern, wo das Brot herkommen solle.

Der senkrechte Strich des F liegt parallel zum Neckar und schaut auf die Stadt, welche das Schloß auf halber Höhe überragt. Der größere waagerechte Strich, der in rechtem Winkel am oberen Ende des senkrechten Strichs ansetzt, erstreckt sich über einer Talmulde, die die Berge im Osten teilt. Der kleine mittlere Strich, der noch durch die Ruinen verkürzt wird, bei denen er endet, schließt das Schloß nach Westen zur Seite der Rheinebene hin ab und richtet die Türme gegen den Gaisberg, die es noch in seiner zerschmetterten Faust zu halten scheint.

Im Herrensitz von Heidelberg findet sich Alles. Es gehört zu jenen Gebäuden, die alle Schönheiten, die überall verstreut sind, auf sich vereint und in sich trägt. Es gibt eingekerbte Türme wie in Pierrefonds<sup>48</sup>; Schmuckfassaden wie in Anet<sup>49</sup>; halbe Schanzen, die als ein Stück in den Festungsgraben gestürzt sind, wie in Rheinfels; große trostlose, baufällige und bemooste Wasserbecken, wie in der Villa Pamfili<sup>50</sup>; Kamine von Königen, die von Dornengestrüpp überwuchert sind, wie in Meung-Sur-Loire<sup>51</sup>; Größe, wie in Tancarville<sup>52</sup>; Anmut, wie in Chambord<sup>53</sup>; Schrecken, wie in Chillon<sup>54</sup>.

Die Spuren der Angriffe und des Krieges finden sich überall. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Wut insbesondere die Franzosen das Schloß 1689 und 1693 heimgesucht haben. Sie sind drei oder viermal dorthin zurückgekehrt. Sie haben unter der Terrasse und im Innern der großen Türme Minen hochgehen lassen; sie haben Feuer an die Dachstühle gelegt; sie haben die Dianen und Venusse der feinsten Fassaden mit Bomben gesprengt. Ich habe im

---

<sup>48</sup> Château de Pierrefonds, mittelalterliche Buranlage am Rand des Walds von Compiègne, die für Napoleon III. wiederauf- und ausgebaut wurde.

<sup>49</sup> Renaissance-Schloß in der Nähe von Dreux (Eure-et-Loir), 1547-55 im Auftrag Heinrichs II. gebaut.

<sup>50</sup> Villa Doria Pamfili, 1644-52 an der Via Aurelia Antica in Rom für den Fürsten Camillo Pamfili gebaut.

<sup>51</sup> Landsitz der Bischöfe von Orléans, Anfang des 13. Jahrhunderts errichtet und mehrfach zerstört und wiederaufgebaut.

<sup>52</sup> Schloß an der Seine aus dem 11. Jahrhundert

<sup>53</sup> unter Franz I. erbautes (Jagd-)Schloß an der Loire, das schon während der Errichtung und später mehrfach verändert und erweitert wurde.

<sup>54</sup> Schloß am Nordostende des Genfer Sees, dessen Bau auf das 10. Jahrhundert zurückgeht.



Erdgeschoß des Rittersaals Spuren von Kugeln in den Stöcken der prächtigen Fenster gesehen, durch die die Pfalzgräfin sprang, in der Hoffnung, ein Mann zu werden. Dieselbe Pfalzgräfin, die so besessen, so boshaft und so verzweifelt darüber war, daß sie ein Mädchen war, gab später Grund für einen Krieg. Merkwürdiger Fall – es gibt Städte, die das Opfer von Frauen von bezaubernder Schönheit werden; Heidelberg wurde das Opfer außergewöhnlicher Häßlichkeit.

Jedoch bedauert man, ungeachtet der Zerstörung, während man über die Treppen, Gewölbe und Terrassen, die zum Schloß führen, hinaufsteigt, daß die großartige zur Stadt gerichtete Seite, obgleich sie an ihrem Westende mit einem gesprengten Turm, der einmal der große Turm war; an ihrem Ostende mit einem achteckigen Turm, einst der Glockenturm, und in seinem Mittelteil aus einem Haus mit zwei Giebfeldern im Stil von 1600, einst der Palast Friedrichs IV. wunderbar gestaltet ist – man bedauert, sage ich, daß diese ganze großartige Seite letztlich etwas so Monotonies hatte. Ich gestehe, daß ich mir eine oder zwei Breschen gewünscht hätte. Wäre mir die Ehre zuteil gewesen, den Herrn Marschall von Lorges während seiner ungezügelten Exekution von 1693 zu begleiten – ich hätte ihm zu einigen Kanonenschüssen geraten, die für ein wenig mehr Abwechslung in der Linie der großen Fassade gesorgt hätten. Wenn man schon eine Ruine macht, sollte man das gut machen.

Sie erinnern sich an das wunderbare Schloß von Blois, das dummerweise als Kaserne benutzt wird, dessen Innenhof vier Fassaden aufweist, von denen eine jede die Geschichte einer großartigen Baukunst erzählt. Also, wenn man in den Innenhof der Pfalzgrafen tritt, ist der Eindruck nicht weniger tiefgründig, nicht weniger kompliziert. Man ist geblendet, man ist versucht, die Augen zu schließen, so, wie man versucht ist, vor der *Hochzeit* von Paolo Veronese<sup>55</sup> die Ohren zu verschließen. Es scheint, als ginge in diesem Hof von allen Seiten zugleich ein überwältigendes Strahlen aus. Alles erregt Ihre Aufmerksamkeit, Alles spricht Sie an. Wendet man sich dem

---

<sup>55</sup> *Le nozze di Cana (Hochzeit zu Kana)* – Gemälde von Paolo Veronese (1528-1588) für das Refektorium des Klosters von San Giorgio Maggiore, das als Motiv die Szene aus der Bibel darstellt, in welcher Jesus Wasser in Wein verwandelt.

Palast Friedrichs IV. zu, hat man vor sich die beiden hohen dreieckigen Giebel der überladenen, düsteren Fassade mit weit vorspringendem Gesims, auf dem sich zwischen vier Fensterreihen mit einem riesigen Stemmeisen herausgeschlagen neun Pfalzgrafen, zwei Könige und fünf Kaiser erheben<sup>56</sup>. Zur Rechten hat man die erlesene italienische Front Ottheinrichs mit lebendigen, atmenden, durch die weichen, pulvrigen Schatten samtigen Gottheiten, Schimären und Nymphen, mit den römischen Kaisern, den griechischen Halbgöttern, den hebräischen Helden, und das Portal: ein Ariost aus Stein<sup>57</sup>. Zur Linken erahnt man das gotische Frontispiz des Palasts Ludwigs des Bärtigen, das von Löchern übersät und von wie durch riesige Stierhörner hervorgerufenen Rissen durchzogen ist.

Hinter einem befinden sich unter den Spitzbogen eines Portals, unter dem ein halbverfallener Brunnen steht, vier Säulen aus grauem Granit, die der Papst dem großen Kaiser von Aachen geschenkt hat, der im achten Jahrhundert von Ravenna ans Rheinufer und im fünfzehnten vom Rhein- zum Neckarufer kam und der, nach dem er den Palast Karls des Großen zu Ingelheim hat fallen sehen, zusah, wie das Schloß der Pfalzgrafen zu Heidelberg in sich zerfiel.

Das ganze Pflaster des Hofes liegt voll von Treppentrümmern, versiegten Brunnen, zerbrochenen Brunnenschalen. Überall bricht das Pflaster auf und die Brennesseln kommen ans Licht.

Die beiden Renaissancefassaden, die dem Hof seinen Glanz verleihen, sind aus rotem, die Statuen, die sie bedecken, aus weißem Sandstein, eine wundervolle Kombination, die beweist, daß die großen Bildhauer auch geschickt mit Farbe umzugehen wußten. Mit

---

<sup>56</sup> Erste Reihe von der Oberseite des Palasts: Karl der Große, Kaiser; Otto von Wittelsbach, bayerischer Pfalzgraf; Ludwig, Herzog von Bayern und erster Pfalzgraf vom Rhein; Rudolf I., Pfalzgraf. Zweite Reihe: Ludwig von Bayern, Kaiser; Rupert II., Kaiser; Otto, König von Ungarn; Christoph, König von Dänemark. Dritte Reihe: Rupert der Alte, Pfalzgraf; Friedrich I., der Siegreiche, Pfalzgraf; Friedrich II., Pfalzgraf; Ottheinrich, Pfalzgraf. Vierte Reihe: Vier Pfalzgrafen – Friedrich der Fromme, Ludwig, Johann-Kasimir und Friedrich IV, Erbauer des Palasts.

Das Haus Pfalz entstand durch die Frauen Karls des Großen.

<sup>57</sup> Ludovico Ariosto (1474-1533), italienischer Humanist und Dichter (*Orlando furioso*, dt. *Der Rasende Roland*).

der Zeit ist der rote Sandstein rostbraun und der weiße goldfarben geworden. Von den beiden Fassaden ist diejenige Friedrichs IV. ganz und gar streng, die andere von Ottheinrich ganz und gar bezaubernd. Erstere ist historisch, letztere märchenhaft. Karl der Große prägt die eine, Jupiter die andere.

Je mehr man die einander gegenüberstehenden Paläste betrachtet, umso mehr stößt man auf ihre wundervollen Einzelheiten, umso mehr erfaßt einen Traurigkeit. Welch seltsames Schicksal der Meisterwerke aus Marmor und Stein! Jemand kommt vorbei und entstellt sie, eine sinnlose Kugel löscht sie aus, und es sind nicht die Künstler, sondern die Könige, die ihre Namen daran knüpfen. Niemand kennt heute die Namen der göttlichen Männer, die das Mauerwerk von Heidelberg errichtet und gestaltet haben. Ohne daß man sich auf die Namen festlegen könnte, schwebt über dieser illustren Ruine der Ruhm von zehn großen Künstlern: Ein unbekannter Boccador hat den Palast Friedrichs IV. ersonnen; ein unbeachteter Primaticcio<sup>58</sup> hat die Fassade Ottheinrichs gestaltet; ein im Dunkel versunkener Cesar Cesariano<sup>59</sup> hat die reinen gleichschenkligen Spitzbögen des Herrenhauses Ludwigs V. gezeichnet. Hier findet man die Arabesken Raphaels und die Figurinen Benvenuto's. Über all dem liegt tiefer Schatten. Die marmornen Gedichte werden bald gestorben sein; die Dichter sind es schon. Meinen Sie nicht, Louis? Das bitterste Versagen der Gerechtigkeit ist das Vorenthalten des Ruhms, ist das Vergessen.

Für wen haben sie also gearbeitet, diese bewundernswerten Männer? Ach! Für den Wind, der pfeift, für das Gras, das wächst, für das Efeu, das sein Blattwerk an ihrem mißt, für die Schwalbe, die vorbeifliegt, für den Regen, der fällt, für die Nacht, die anbricht.

Außergewöhnlich ist, daß die drei oder vier Bombardements, die diese beiden Fassaden durchpflügt haben, sie nicht auf dieselbe Art heimgesucht haben. Am Frontispiz Ottheinrichs haben sie nicht mehr zerbrochen als das Gesims oder die Architrave. Die unsterbli-

---

<sup>58</sup> Francesco Primaticcio (1504-1570), Maler, Bildhauer und Architekt der Spätrenaissance, kam unter Franz I. nach Paris.

<sup>59</sup> Cesare di Lorenzo Cesariano (1475-1543), Maler und Architekt, Übersetzer von Vitruvs *De Architectura*.

chen Olympier, die dort hausen, haben nicht gelitten. Weder Herkules, noch Minerva, noch Hebe wurden angetastet. Die Kugeln und Feuertöpfe<sup>60</sup> flogen über diese unverwundbaren Statuen hinweg, ohne sie zu treffen. Dagegen wurden die sechzehn gekrönten Ritter mit Löwenhäuptern als Knieschützer, die auf dem Palast Friedrichs IV. so tapfer Haltung bewahrten, von den Bomben und den Kriegern malträtiert. Fast alle wurden beschädigt. Otto, der Kaiser, erlitt Narben im Gesicht; das linke Bein Ottos, König von Ungarn, wurde zerschmettert; Ottheinrich, der Pfalzgraf, verlor eine Hand. Eine Kugel entstellte Friedrich den Frommen. Eine Bombenexplosion spaltete Friedrich II. und zerschlug die Nieren von Johann-Kasimir. Bei diesen Angriffen hat Karl der Große, der ganz oben, nahe dem Himmel, diese königliche Reihe der Standbilder anführt, seinen Reichsapfel und Friedrich V., der sie unten beendet, sein Zepter.

Im übrigen gibt es nichts Prächtigeres als diese Legion der Fürsten, alle verstümmelt und alle aufrecht. Die Wut Leopolds I. und Ludwigs XIV., der Donner – Zorn des Himmels –, die Französische Revolution – Zorn des Volks – mochte sich noch so sehr gegen sie richten – sie sind noch alle da, verteidigen ihre Fassade, die Faust auf der Hüfte, das Bein gestreckt, die Ferse fest, der Kopf erhoben. Der Bayerische Löwe macht unter ihren Füßen seine stolze Löwenmiene. Im zweiten Stock, unter einem grünen Zweig, der den Architrav durchbohrt hat und anmutig mit den steinernen Federn seines Helms spielt, hält Friedrich der Siegreiche sein halbgezogenes Schwert. Der Bildhauer hat ihm den Ausdruck eines Ajax verpaßt, der Jupiter entgegentritt oder eines Nimrod, der Jehova seinen Pfeil entgegenschleudert.

Es muß ein großartiges Schauspiel gewesen sein, die beiden Paläste Ottheinrichs und Friedrichs IV. im Schein des Bombardements in der Schicksalsnacht des 21. Mai 1693 zu sehen. Herr de Lorges hatte eine Batterie in der Ebene vor dem Dorf Neuenheim aufgestellt, eine andere auf dem Heiligenberg, eine dritte auf dem Weg nach Wolfsbrunn, eine vierte auf dem Kleinen Gaisberg. Von diesen vier gegenüberliegenden Punkten spieen die Mörser, die Heidelberg wie einen Kreis furchtbarer Hydren umgaben, ohne Unter-

---

<sup>60</sup> Auch Pfeilbüchse genanntes frühes Artilleriegeschöß.

laß und von allen Seiten ihre langen Flammenzungen in den Hof des Schlosses. Die eisernen Schädel der Granaten wühlten das Pflaster auf. Glühende Kugeln und Kettenkugeln schossen durch die Feuer-  
schweife hindurch und im Licht zeichneten sich auf der Fassade Friedrichs IV. in ihrer Kampfhaltung die Kolosse der Pfalzgrafen und Kaiser ab, gepanzert wie Käfer, mit dem Schwert in der Hand, ungestüm und furchterregend, während neben ihnen auf der anderen Fassade, nackt, gelassen, ruhig, kaum vom Schein der Granaten erleuchtet, die strahlenden Götter und die errötenden Göttinnen unter dem Bombenregen lächelten.

Nur zwei der königlichen Figuren, die eher versteinerten Seelen als Standbildern gleichen, schienen mir etwas von ihrem Stolz verloren zu haben: Ludwig V. und Friedrich V. Zwar sind sie nicht Teil der prangenden Reihe der Fürsten am Palast Friedrichs IV. Sie lehnen im Schatten der Ruine des ehemaligen Großen Turms. Friedrich V. ist sehr niedergeschlagen, als denke er an den Fehltritt, der sein Schicksal besiegelte. Die Krone Böhmens, welche die Böhmer selbst Ferdinand von Österreich vom Haupt genommen hatten, um sie dem Kurfürst von Sachsen zu versprechen, der sie ablehnte; dann Karl-Emanuel, Herzog von Savoyen, der sie ablehnte; dann Christian IV., König von Dänemark, der sie ablehnte; endlich boten sie sie dem Pfalzgrafen Friedrich V. an, der sie auf den Rat seiner Frau hin mit beiden Händen ergriff. 1619 wurde er in Prag gekrönt; dann brach der Krieg aus, und er machte sich auf, um, herumirrend und durch die Ereignisse, die er verursacht hatte, fern seiner Heimat in der Verbannung zu sterben. Seine Frau war Elisabeth von England, Enkelin Maria Stuarts. Als Mitgift hatte sie das Verhängnis ihrer Familie in die Ehe eingebracht. Es war nicht Elisabeth, die einen Thron, es war Friedrich V., der das Exil geheiratet hatte.

In seiner dunklen Nische, fast völlig von einem Strauch bedeckt, trug Friedrich V. auf dem Haupt noch die Krone Böhmens, von wo der Dreißigjährige Krieg ausging, aber seine beiden Hände, die sie ergriffen, hat er nicht mehr. Eigenartig – eine schwedische Bombe hat sie abgetrennt.

Sein Nachbar, Ludwig V., ist nicht minder betroffen. Man sagte, er habe gewußt, daß sich auf dem Waffenplatz keine Wachen

mehr aufhalten; daß der Seltenleer<sup>61</sup> leer war; daß es in der Kapelle keine Priester mehr gab; daß sich im Turm des Riesen keine Löwen mehr befanden; daß es in Deutschland keine Kurfürsten, in Heidelberg keine Pfalzgrafen mehr gab und daß hinter ihm sein Dicker Turm, den er nach dem Modell des Bergfrieds von Bourges, dem höchsten Turm Europas, gebaut hatte, eingestürzt hängt. Traurig blickt er auf das Efeu, das sich langsam über sein Gesicht ausbreitet.

Ein Gegenstück dieses Dicken Turms befand sich am anderen Ende dieser Palastfestung – der Turm Friedrichs des Siegreichen.

Gegen 1455 ließ Friedrich I. in der Absicht, sein Schloß uneinnehmbar zu machen, einen starken Turm über dem kleinen Talgrund zwischen dem Schloß und den Bergen im Osten errichten. Dieser Turm hatte eine Höhe von achtzig Fuß, war aus Granit und mit eisernen Türen verschlossen. Das dem Feind zugewandte Mauerwerk war zwanzig Fuß dick. Im Innern richtete Friedrich drei gewaltige, übereinanderliegende Batterien ein und mauerte in die Gewölbe große Eisenringe zum Bewegen der Maschinen ein, die noch stets dort hängen. 1610 setzte sein Urgroßneffe Friedrich IV. auf diesen riesigen Turm ein großes achteckiges Stockwerk. Als die außergewöhnliche Konstruktion fertig und vollständig war, drückte der Daumen des verärgerten Königs von Frankreich darauf und zerdrückte ihn wie eine Nuß.

Heute heißt der Turm Friedrichs des Siegreichen der *Gesprengte Turm*.

Die Hälfte des kolossalen Zylinders aus Mauerwerk liegt im Graben. Andere rissige Blöcke lösen sich von oben und wären längst eingestürzt, aber gewaltige Bäume haben sie in ihren mächtigen Fängen und halten sie über dem Abgrund fest.

Wenige Schritte von dieser schaurigen Ruine entfernt hinterließ der Zufall eine andere hinreißende Ruine. Es ist das Innere von Ottheinrichs Palast, von dem ich Ihnen, lieber Louis, bis jetzt nur die Fassade geschildert habe. Dort findet sich aufrecht, offen, dem Erstbesten ausgeliefert, in Sonne und Regen, in Schnee und Wind, ohne Überwölbung, ohne Wandverkleidung, ohne Dach, wie zufäl-

---

<sup>61</sup> Ein so genannter Turm, den Ludwig V. an der Südwestecke des Schlosses errichten ließ und der als Gefängnis diente.

lig in die niedergerissenen Mauern geschlagen, zwölf Renaissancetüren, zwölf Juwelen der Goldschmiedekunst, zwölf Meisterwerke, zwölf steinerne Idyllen, in die sich, als wären sie denselben Wurzeln entsprungen, ein wunderbarer, reizvoller Wald wilder, den Pfälzern würdiger Blumen mischt, *consule dignae*. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen diese unaussprechliche Mischung aus Kunst und Wirklichkeit beschreiben soll. Es ist Kampf und Harmonie zugleich. Die Natur, die mit Beethoven wetteifert, sucht auch, Jean Goujon zu übertreffen. Die Arabesken ergehen sich in einem Dickicht; das Dickicht ergeht sich in den Arabesken. Man weiß nicht, wofür man sich entscheiden, was man mehr bewundern soll, das lebendige oder das in Stein gehauene Blatt.

Mir selbst erschien diese Ruine von göttlicher Ordnung. Es kam mir vor, als befinde sich der von Renaissance-Feen gebaute Palast nunmehr in seinem natürlichen Zustand. All diese großartigen Phantasien der freien und ungezügelter Kunst mußten sich in den Sälen, während man den Frieden oder den Krieg unterzeichnete, während die schwermütige Fürsten hier träumten, während man Königinnen heiratete, während man Kaiser von Deutschland ausheckte, unwohl gefühlt haben. Konnten die Vertumni, Pomonae und Ganymeds<sup>62</sup> irgendetwas davon verstehen, was im Kopf Friedrichs IV. oder V., Pfalzgraf vom Rhein, Vikar des des Heiligen Römischen Reiches, Kurfürst, Herzog von Ober- und Niederbayern von Gottes Gnaden vorging? Ein Grand-Seigneur schlief in diesem Raum mit einer Tochter des Königs unter einem herzoglichen Baldachin. Jetzt gibt es hier in diesem Raum weder Seigneur, noch Königstochter, weder Baldachin, noch Decke. Die Ackerwinde wohnt hier, und die wilde Minze verströmt ihren Duft. Das ist gut so. Das ist besser. Die anbetungswürdigen Skulpturen wurden geschaffen, um von den Blumen geküßt und von den Sternen angeschaut zu werden.

---

<sup>62</sup> Vertumnus: Gott der Jahreszeiten, der Gärten und der Vegetation, der seine Gestalt ändern kann. Nach einer Erzählung in Ovids Metamorphosen überlistete er Pomona, die Göttin der Baumfrüchte, indem er ihr als alte Frau erschien und sich so Zugang zu ihrem Garten verschaffte. Ganymed ist ein Sohn des trojanischen Königs Tros in der griechischen Mythologie. Er wurde von Zeus auf den Olymp entführt und diente ihm als Mundschenk.

Gerecht und heilig feiert die Natur ein Fest über dieses Werk,  
dessen Arbeiter die Menschen vergessen haben.

Neben einer unüberschaubaren Menge von Becken, Grotten  
und Brunnen, Pavillons und Triumphbögen; neben der Kapelle, die  
dem hl. Udalrich geweiht und von Julius III. als erste Kapelle  
Deutschland<sup>63</sup> erbaut wurde;

Neben dem großen Waffenplatz,  
den zwei Arsenalen,  
dem Saal für Ballspiele<sup>64</sup> von Kurfürst Karl,  
der Löwenschau,  
der Voliere,  
dem Vogelhaus,  
dem Geflügelhaus,  
der Großkanzlei,  
der Münze, flankiert von vier Türmchen

umfaßte das Heidelberger Schloß acht Paläste von acht  
Fürsten aus acht verschiedenen Epochen und verband sie zu einem  
großartigen Ganzen:

einen des vierzehnten Jahrhunderts: der Palast des Pfalzgrafs  
Rudolf I.;

einen des fünfzehnten Jahrhunderts: der Palast des Kaisers  
Rupert;

drei des sechzehnten Jahrhunderts: die Paläste Ludwigs V.,  
Friedrichs II. und des Palasts von Ottheinrich;

drei des siebzehnten: die Paläste Friedrichs IV., Friedrichs V.  
und von Elisabeth.

Seine Ruine besteht heute aus all deren Ruinen.

Ohne die Türmchen, die Lauben und Treppentürme im Innern  
mitzuzählen, gab es neun äußere Türme:

Karlsturm,

---

<sup>63</sup> ‚Erste‘ nicht historisch, sondern ökonomisch: Indem es sich um eine Erneuerung und Erweiterung einer von dem Kurfürsten Ruprecht I. im 14. Jhd. errichteten Kapelle handelt, wodurch sich ihre Einkünfte so sehr vermehren, „dass Papst Julius III. in einer Bulle vom Jahre 1550 sie die erste Kapellmeisterei in Deutschland nennt.“ T.A. Leger, Führer durch Heidelbergs Schlossruinen, 4. Aufl. 1849, S. 30

<sup>64</sup> Ballspiel- bzw. Ballenhaus.



Rondell<sup>65</sup>,  
Dicker Turm,  
Turm Friedrichs des Siegreichen<sup>66</sup>,  
Turm Seltenleer<sup>67</sup>,  
Signalturm,  
Wartturm<sup>68</sup>,  
Achteckiger Turm<sup>69</sup>.

Und der Turm der Bibliothek<sup>70</sup>, der die Kurpfälzische Bibliothek des Vatikans beherbergte, deren griechische Manuskripte und byzantinische Missale 1622 in Ermangelung von Stroh den Pferden der kaiserlichen Armee als Streu dienten.

Von diesen Türmen sind noch fünf vorhanden:  
der Bibliotheksturm,  
der Achteckige Turm,  
der Dicke Turm,  
der Krautturm,  
und der Torturm, der einzige, der viereckig ist.  
Seltsames Schicksal!

Dieser prächtige Palast, der die Bühne der Feste und Kriege war, die Bleibe der Grafen vom Rhein und der Herzoge von Bayern, der böhmischen Könige und der deutschen Kaiser, ist heute nurmehr aufwendige Hülle für ein Faß.

Das Souterrain von Tournus ist eine Kirche, das Souterrain von Saint-Denis ist eine Gruft, das Souterrain von Heidelberg ist ein Keller.

Hat man die großartigen Trümmer durchquert – diesen epischen Verfall, die verwüsteten Waffensäle, die mit Moos und Brombeeren überwucherten, von Schatten und Vergessen erfüllten Paläste, die Türme, die wie Betrunkene schwankten und wie Tote gefallen sind, die weiten Höfe, wo der Landsknecht vor kaum zwei-

---

<sup>65</sup> bzw. „halbrunder Turm“

<sup>66</sup> auch zu verschiedenen Zeiten „gesprengter Turm“, „Pulverturm“ bzw. „Krautturm“.

<sup>67</sup> bzw. „Nimmerleer“ oder „kleiner Ludwigsturm“.

<sup>68</sup> Turm des Haupttors, auch „Riesenturm“ oder „viereckiger Turm“ genannt.

<sup>69</sup> bzw. „Glockenturm“.

<sup>70</sup> bzw. „Apothekerturm“.

hundert Jahren mit erhobener Pike auf der Freitreppe stand, das ganze großartige Gebäude und die ganze großartige Geschichte –, tritt ein Mann mit einer Laterne an Sie heran, öffnet Ihnen eine niedrige Tür, zeigt Ihnen eine dunkle Treppe und bedeutet Ihnen, hinabzusteigen. Man steigt hinab, das Gewölbe ist dunkel, in der Krypta herrscht andächtige Stille. Die Kellerfenster sorgen für ein sakrales Dämmerlicht, man erwartet die Grabstätten der Pfälzer, man findet eine dicke Tonne, eine pantagruelische Vorstellung, ein Thron für einen kolossalen Ramponneau<sup>71</sup>. Sobald man dieses seltsame Ding sieht, meint man, in der Dunkelheit dieser Ruine Gargantuas schallende Gelächter zu vernehmen.

Das Große Faß im Herrnsitz von Heidelberg – das ist Rabelais daheim bei Homer.

Das Große Faß, das im Bauch des geräumigen Kellers ruht, welcher es beherbergt, bietet den Anblick eines Schiffs auf der Werft. Es mißt vierundzwanzig Fuß im Durchmesser und ist dreiunddreißig Fuß lang. Auf seiner Vorderseite trägt es einen steinernen Schild mit Initialen des Kurfürsten Karl-Theodor. Über zwei Stockwerke schlängeln sich seitlich zwei Treppen zu einer Plattform auf seinem Rücken hinauf. Es faßt zweihundersechunddreißig Fuder<sup>72</sup>, jedes Fuder entspricht zwölfhundert doppelten Flaschen, woraus folgt, daß das Große Faß von Heidelberg fünfhundertsechundsechzigtausendvierhundert normale Flaschen enthält. Man füllte es durch ein Loch im Gewölbe über dem Spundloch und leerte es mit einer Pumpe, die noch stets an der Wand hängt. Dreimal war dieses Monstrum von einem Faß mit Rheinwein gefüllt. Das erste Mal, daß es gefüllt wurde, tanzte der Kurfürst mit seinem Hof auf der Plattform über ihm. Seit 1770 ist es leer.

Der Wein gewann darin an Qualität.

Übrigens handelt es sich bei dieser Tonne nicht um das alte Große Faß, das mit wundersamen Skulpturen bedeckt und 1595 durch Kurfürst Johann-Kasimir gebaut worden war, um feierlich ir-

---

<sup>71</sup> Eine Kunstfigur, die im Südwesten Frankreichs die Rolle eines Butzemanns einnimmt, der insbesondere als Kinderschreck verbreitet ist.

<sup>72</sup> altes Hohlmaß, ≈1000 Liter. Nach der Angabe auf einer Tafel im Keller faßt das Faß 221,726 Liter.

gendeine Versöhnung von Lutheranern und Calvinisten zu begehren. Karl-Theodor hat es gegen 1750 abbrechen lassen, damit dieses gebaut werden konnte, das größer, aber weniger schmuckvoll ist.

Neben dem Großen Faß beherbergen die Keller des kurfürstlichen Schlosses, deren Tiefen sich wie Höhlen in alle Richtungen erstrecken, was man als Kleine Fässer bezeichnet. Von diesen kleinen Fässern, die kaum bis an das darüberliegende Stockwerk reichen, gab es zehn oder zwölf. Nur eins davon ist noch geblieben, daß man mir in seiner Nische einige Schritt vom Großen Faß entfernt zeigte. Sein Inhalt beträgt nur ein Fünftel des Großen Fasses. Es stellt einen sehr schönen Verbund aus Eichenholzdauben dar, der zur Zeit Ludwig XIII. angefertigt wurde, der an jeder Frontseite von den Pfälzischen Kurfürsten mit dem Bayerischen Wappen und den drei Löwenhäupter und von den französischen Soldaten mit einigen Axthieben verziert wurde. Das war 1799. Das Faß war mit Rheinwein gefüllt, unsere Soldaten wollten es einschlagen. Das Faß hielt stand. Sie durchbrachen die Mauern der Zitadelle; das Faß bekamen sie nicht auf.

Das Kleine Faß ist seit 1800 leer.

Wandelt man im Schatten dieses Großen Fasses, bemerkt man plötzlich hinter den Bohlen, die es stützen, eine einzelne Holzstatue, auf die durch ein Kellerfenster ein bleicher Strahl fällt. Es handelt sich um so etwas wie einen kleinen, fidelen Alten, der auf groteske Weise herausgeputzt ist und neben dem an einem Nagel eine grobschlächtige Uhr hängt. Unten aus der Uhr hängt eine Kordel heraus. Wenn man daran zieht, öffnet sich mit einem Schlag die Uhr und heraus springt ein Fuchsschwanz, der einem durchs Gesicht fährt. Der kleine Alte ist ein Hofnarr. Die Uhr ist seine Narretei.

So ist also das Einzige, was noch in diesem Schloß von Heidelberg schlägt und sich bewegt, die Posse eines Hofnarren. Dort oben, in den Ruinen, ist Karl der Große ohne Zepfer, Friedrich der Siegrieche ohne Turm, der König von Böhmen ohne Arm, Friedrich II. ohne Kopf; der Reichsapfel Friedrichs V. wurde durch eine Kugel, diesem anderen Reichsapfel, in seiner Hand zerschmettert; alles ist gefallen, zu Ende, ausgelöscht, mit Ausnahme dieses Possenreißers. Er ist noch da, er hält sich aufrecht, er atmet, er sagt:

– Hier bin ich! Er trägt seinen blauen Habit, sein extravagantes Wams, seine verrückte Perücke, halb grün, halb rot. Er betrachtet Sie, läßt Sie innehalten, zupft Sie am Ärmel, er spielt Ihnen einen groben, dummen Streich, er tanzt Ihnen auf der Nase herum. Nach meinem Dafürhalten sind das Schaurigste und Bitterste an dieser Ruine von Heidelberg nicht die Fürsten und all die toten Könige, sondern es ist dieser lebendige Narr.

Das war der Narr des Pfalzgrafen Karl-Philipp. Er nannte sich PERKEO. Er maß drei Fuß, sechs Zoll, wie seine Statue, unter der sein Name eingraviert ist. Er trank fünfzehn Doppelflaschen Rheinwein täglich. Darin bestand sein Talent. Er brachte gegen 1710 den pfälzischen Kurfürsten von Bayern und den Deutschen Kaiser sehr zum Lachen, diese Schatten, die inzwischen Vergangenheit sind.

Eines Tages als mehrere ausländische Fürsten beim Pfalzgrafen zu Gast waren, maß man Perkeo an einem der großen Grenadiere von Friedrich I., König von Preußen, die in ihren hochhackigen Stiefeln und unter gewaltigen Fellmützen rückwärts die Treppe der Paläste hinunterschreiten mußten. Der Narr ragte kaum über den Stiefel des Grenadiers hinaus. *Das ergab großes Gelächter*, wie ein Zeitzeuge berichtet. Arme Fürsten einer hinfalligen Epoche, die sich mit Zwergen und Riesen beschäftigten und die Menschen vergaßen!

Wenn Perkeo nicht seine fünfzehn Flaschen getrunken hatte, gerbte man ihm das Fell.

Unter der fratzenhaften Fröhlichkeit dieses armen Teufels lagen zwangsläufig Sarkasmus und Verachtung, welche die Fürsten in ihrem Getriebe nicht wahrnahmen. Der strahlende Glanz des Kurpfälzischen Hofes verdeckte den Anflug von Haß, der sich gelegentlich auf diesem Gesicht zeigte. Heute jedoch, im Schatten der Ruinen kommt er wieder zum Vorschein und führt uns deutlich die geheimen Gedanken des Narren vor Augen. Der Tod, der dieses Lachen gestreift hat, hat die Posse ausgelöscht und nur die Ironie zurückgelassen.

Es scheint, als verspottete die Statue des Perkeo diejenige Karls des Großen.

Man muß zu Perkeo nicht zurückkehren. Das erste Mal stimmt er einen traurig, das zweite Mal lehrt er das Fürchten – nichts Er-

schreckenderes als dieses starre Lachen. Im verlassenen Palast, bei dem leeren Faß, denkt man an diesen armen Narren, der von seinen Herren geprügelt wird, wenn er nicht betrunken ist, und diese fratzenhafte Maske macht Angst. Es ist nicht einmal mehr das Lachen eines spottenden Possenreißers, es ist das Grinsen eines sich rächenden Dämons. In dieser Ruine, in der es an Geistern nicht fehlt, ist auch Perkeo ein Gespenst.

Verzeihen Sie, lieber Louis, wenn ich dies als Übergang benutze: aber bezüglich der Gespenster könnte ich Ihnen Einiges von den Wiedergängern erzählen. Es heißt, sie seien im Heidelberger Herrnsitz zahlreich. Sie wandeln dort in Vollmond- und Unwetternächten umher: Da wäre Iutha, die Frau Anthysius', Herzog der Franken, der sich bleich und mit einer Krone auf dem Haupt unter die kleinen Spitzbögen des Pavillons von Ludwig dem Bärtigen niederläßt<sup>73</sup>; da wären die beiden Fehmerichter, zwei schwarze Ritter, die man auf dem unzugänglichen Fries von Ottheinrichs Palast neben der Jupiterstatue wandeln sieht; da wären die buckligen Musikanten, vertraute Dämonen, die im Gebälk der Kapelle teuflische Melodien pfeifen; da wäre die Weiße Frau, die unter den Gewölben hinschwebt und deren Stimme man vernimmt. Diese Weiße Frau war es, die, wie es heißt, 1655 im Rittersaal von Ottheinrich dem Graf Friedrich von Zweibrücken erschien und ihm den Fall der Pfalz vorhersagte. Seit der Zeit der Pfalzgrafen zeigte sie sich jedes Mal, wenn einer der Herrscher des Landes dem Tod nahe war. Sie erschien nicht für die Großherzöge von Baden. Es scheint, daß sie den Vertrag von Lunéville nicht kannte.

Soweit die Teufel, lieber Louis, die die Touristen im alten Palast suchen. Was mich betrifft, muß ich gestehen, daß ich keine anderen Teufel und selbst keine anderen Touristen gesehen habe, als, eines Tages gegen Mittag, zwei jener ungeheuren Kaminkehrer aus dem Schwarzwald, die als Handwerker und Kenner den gewaltigen

---

<sup>73</sup> Einer Sage nach ließ der fränkische Herzog Anthysus, der der um 510 in der Pfalz wohnte und das Dorf Handschuhsheim gegründet haben soll, zu Ehren seiner Frau Iutha (Jetta), einer Gräfin aus dem Kraichgau das Heidelberger Schloß und die Kirche in Schlierbach bauen. Den Hügel nannte er Iutha-Bühel, woraus später der Jettenbühel werden sollte.

Kamin der Pfalzgrafen besuchten, über den sie sich begeisterten und die, ganz in Schwarz mit ihren weißen Zähnen, unter einem Umhang, den sie mit ihren beiden Armen bewegten, aussahen, wie zwei große Fledermäuse des Odeon, die in den Ruinen von Heidelberg Robin Hood aufführen.

In diesem Schloß hat es an keiner Art von Verwüstung gefehlt. Bisher habe ich Ihnen von Herrn von Tilly, dem Grafen von Birkenfeld, dem Marschall von Lorges, dem Deutschen Kaiser und dem König von Frankreich als den großen Zerstörern berichtet. Ich habe noch nicht von den Kleinen gesprochen. Wenn man die Spur der Löwen verfolgt, übersieht man die Spur der Ratten. Heidelberg hat jedoch seine Ratten gehabt. Wie in Frankreich, wie in Paris sind die winzigen Schädlinge, die amtlichen Architekten, über dieses Monument hergefallen. Die Veteranen, die man in ihm untergebracht hatte, haben das alte Bauwerk haßerfüllt von Ruine zu Ruine entstellt. Sie haben zwei von vier Ziergiebeln von Ottheinrichs Schlafzimmer zerstört. Die Engländer haben mit Hammerschlägen die Karyatidenpilaster des Speisesaals zerschlagen, um sie wegzuschleppen. Ein Architekt mit dem Auftrag, eine Wasserleitung von Heidelberg nach Mannheim zu bauen, hat die Bögen des Rittersaals abgerissen, um aus den Mauerziegeln Zement für seine Aquaedukte zu machen. Sie erinnern sich, daß unser Gitter der Place Royale – ein seltenes und vollständig erhaltenes Denkmal der Schmiedekunst des siebzehnten Jahrhunderts, dieses schöne alte Gitter, welches Madame de Sévigné erwähnt; das die *Oiseaux des Tournelles*<sup>74</sup> hat vorbeigehen sehen; das Corneille auf dem Weg zu Marion de Lorme und Molière auf dem Weg zu Ninon de Lençlos zur Seite stand; dieses Jahr vor meiner Tür für fünf Sous das Pfund verkauft wurde. Nun, lieber Louis, die Dummköpfe, die diesen Bubenstreich vollbracht haben, haben ihn nicht einmal erfunden. Die Schöpfer des Unfugs kommen aus Heidelberg. Jene sind nur Plagiatoren. Um die Freitreppe von Ottheinrich hat es ein wunderbares eisernes Geländer aus der Renaissance gegeben. Die städtischen Architekten haben

---

<sup>74</sup> *Oiseaux de Tournelles* nannte man im 17. Jahrhundert die Verehrer von Ninon de Lençlos, einer berühmten Kurtisane und Salondame. Der Dichter Charles François de Charleval widmete ihnen ein Gedicht.

*es nach Gewicht für weniger als sechs Liards das Pfund verkauft. Ich zitiere direkt aus dem Vertrag. Was sagen Sie dazu? Diese sechs Liards sind mehr wert als unsere fünf Sous.*

Gewiß haben Sie mich auf dem Hügel des Kleinen Gaisberg vergessen, wo ich mich befand, als ich begann Ihnen vom Heidelberger Schloß zu berichten – und ich habe mich selbst vergessen, wie ich in einen tiefen Traum versank. Die Nacht brach herein, die Wolken zogen am Himmel auf, der Mond stand fast im Zenit, als ich noch stets auf demselben Stein saß und die Dunkelheit betrachtete, die mich umfing und die Schatten in mir. Plötzlich schlug die Glocke in der Stadt zu meinen Füßen zur Stunde. Es war Mitternacht. Ich erhob mich und stieg wieder hinunter. Der Weg nach Heidelberg führt an den Ruinen vorbei. In dem Augenblick, als ich dort ankam, warf der Mond, von diffusen Wolken verhüllt und von einem riesigen Halo umgeben, einen schaurigen Schein auf den großartigen Trümmerhaufen. Jenseits des Grabens, dreißig Schritt von mir entfernt, inmitten eines ausgedehnten Gestrüpps, erschien mir der gesprengte Turm, in dessen Inneres ich blickte, wie ein gewaltiger Totenkopf. Ich erkannte die Nasenhöhle, das Gaumengewölbe, die zwei Bögen der Augenbrauen, die Tiefen und furchterregenden Höhlen der toten Augen. Der große Mittelpfeiler mit seinem Kapitell bildete die Nasenwurzel. Die aufgerissenen Zwischenmauern bildeten den Knorpel. Unten, über dem Hang der Bergschlucht bildeten die Vorsprünge der umgefallenen Mauerflächen auf furchtbare Weise die Kinnbacken. Ich habe in meinem Leben nichts Schweremütigeres gesehen als diesen großen Totenschädel über dem großen, Schloß der Pfalzgrafen genannten Nichts.

Die Ruine, die immer geöffnet ist, ist zu dieser Stunde verlassen. Ich dachte daran, hineinzugehen. Die beiden steinernen Riesen, die den Turm bewachen, ließen mich passieren. Nachdem ich das schwarze Portal durchquert hatte, unter dem noch das alte eiserne Fallgatter hängt, betrat ich den Hof. Der Mond war fast unter den Wolken verschwunden. Vom Himmel kam nur ein blasser Schein.

Louis, es gibt nichts Großartigeres als das Gefallene. In der Beleuchtung zu dieser Stunde gesehen, war die Ruine von unaus-

sprechlicher Traurigkeit, Sanftheit und Majestät. Ich glaubte, im kaum vernehmlichen Rauschen der Bäume und Brombeeren etwas Ernstes und Respektheischendes zu spüren. Ich hörte keinen Schritt, keine Stimme, keinen Atemzug. Im Hof war weder Licht noch Schatten. Alles wurde von einer Art träumerischem Zwielficht modelliert, erleuchtet und verhüllt. Im Durcheinander der Breschen und Risse schienen die schwachen Strahlen des Mondes bis in die dunkelsten Winkel und in den schwarzen Abgründen unter den Gewölben und den unzugänglichen Gängen sah ich, wie sich das Weiß langsam bewegte.

Es war die Stunde, zu der die Fassaden der alten verlassenen Gebäude keine Fassaden mehr sind, sondern Gesichter. Ich bewegte mich auf dem unebenen, buckligen Pflaster ohne zu wagen, ein Geräusch zu verursachen und empfand in den vier Mauern dieser Umwallung jene seltsame Scham, jenes unbestimmbare Gefühl, welches die Alten den Schrecken der Heiligen Haine nannten. In der Verbindung des Schaurigen mit dem Großartigen besteht eine Art unüberwindbarer Schrecken.

Unterdessen hatte ich die feuchten, grünen Stufen der alten Freitreppe ohne Geländer erklommen und war in Ottheinrichs alten Palast ohne Dach eingetreten. Vielleicht werden Sie lachen, aber ich versichere Ihnen: In der Nacht durch die Zimmer zu wandern, die von Menschen bewohnt worden sind; deren Türen verziert sind; deren Abteilungen noch ihre unterschiedliche Bedeutung haben; sich zu sagen: Hier ist der Speisesaal, hier ist das Schlafgemach, hier ist der Alkoven, hier ist der Kamin, und das Gras unter seinen Füßen zu fühlen und den Himmel über dem Kopf zu sehen, das ist gruselig. Ein Zimmer, das noch die Form eines Zimmers hat und dessen Decke von einer unsichtbaren Hand entfernt worden ist, wie der Deckel einer Dose, erscheint eine schaurige Angelegenheit, für das man keine Worte hat. Das ist weder ein Haus, noch ist es ein Grab. In einem Grab spürt man die Seele des Menschen. Hier drinnen spürt man seinen Schatten.

In dem Augenblick, als ich dabei war das Vestibül im Rittersaal zu durchschreiten, blieb ich stehen: Da war ein einzigartiges Geräusch, eine Grabesstille erfüllte die übrige Ruine, eine Art Röcheln,



schwach, schrill, anhaltend, bisweilen zusammen mit einem trockenen, raschen Hämmern, das mal hinten aus der Dunkelheit, von einem entfernten Punkt des Dickichts oder des Gebäudes zu kommen, mal von unter meinen Füßen zwischen den Fugen des Pflasters heraufzusteigen schien. Woher kam dieses Geräusch? Welches nächtliche Wesen verursachte diesen Schrei oder dieses Schlagen? Ich weiß es nicht, aber es schien mir wie das Geräusch einer handwerklichen Tätigkeit, und während ich es hörte, mußte ich unwillkürlich an den scheußlichen Spinner aus dem Märchen denken, der während der Nacht in den Ruinen das Seil für die Galgen spinnt.

Außer dem war da nichts, niemand, kein lebendes Wesen. Der Saal war ebenso verlassen, wie der ganze Palast. Ich hatte mit meinem Stock aufs Pflaster gestoßen. Das Geräusch hatte aufgehört. Einen Augenblick später begann es aufs Neue. Ich stieß noch einmal, es hörte auf und begann wieder. Daneben sah ich nichts, außer einer aufgeschreckten Fledermaus, die der Stoß meines Stocks auf die Steinplatte von einer der behauenen Konsolen des Mauerwerks hervorgetrieben hatte und die über meinem Kopf den kreisförmigen Grabesflug vollführte, der für das Innere eingestürzter Türme vorgesehen scheint.

Soll ich Ihnen Alles berichten? Warum nicht? Sind Sie nicht der Mann, der alle Träume des Geistes begreift? Mir scheint, ich störte in dieser Ruine jemanden. Wen? Ich weiß nicht. Gewiß störte ich aber ein Mysterium. Die Nacht war da, allein. Ich habe sie verwirrt. Alle übernatürlichen Bewohner dieses königlichen Gemäuers richteten ihre schattenhaften erschreckten Pupillen gleichzeitig auf mich. Die Tritons, die Satyrn, die zweischwänzigen Sirenen, der geflügelte Amor, der seit drei Jahrhunderten mit einer Girlande über der Schwelle des Rittersaals spielt; die beiden nackten, von den Veteranen verunstalteten Siegesgöttinnen; die unter den Purpursträuchern versteckten Karyatiden, die Schimären, die die Ringe zwischen ihren Zähnen halten, die Najaden, die hören, wie das Wasser in ihre Urne fällt, haben etwas Verärgertes und Trauriges. Das verkniffene Gesicht der Maskaronen besaß einen seltsamen Ausdruck; ein Lichtschimmer ließ den düsteren Isis aus dem Vestibül, dem der

Regen, der an ihm gezehrt und ihn verwaschen hat, das unbestimmte Lächeln der Gestalten Prud'hons<sup>75</sup> verpaßt hat, schaurig hervortreten; zwei behelmte Sphinxen mit weiblichen Brüsten und Faunsohren schienen mit leiser Stimme zu tuscheln, während sie mich betrachteten, *transversa tuentes*<sup>76</sup>; und ich glaubte die Löwen des Kamins unter dem Gestrüpp atmen zu hören, wo sie kauern, seit der Fuß des nachdenklichen Pfalzgrafen sich nicht mehr auf ihre Marmormähne stützt. Irgendetwas Regloses und Furchtbares pochte um mich herum auf all diese Mauern und jedesmal, wenn ich mich einer dunklen Tür oder einer nebulösen Ecke näherte, sah ich dort einen geheimnisvollen Blick aufblitzen.

Sind Sie ebenso ein Schwarmgeist wie ich? Haben Sie Gleiches erlebt? Die Statuen schlafen am Tag, aber während der Nacht erwachen sie und werden zu Gespenstern.

Ich verließ den Palast Ottos und kehrte in den Hof zurück, stets begleitet von dem schwachen, merkwürdigen Geräusch, das irgendein Nachtwächter im Rittersaal machte.

Im gleichen Augenblick, als ich mich anschickte, die Freitreppe hinabzusteigen, erschien der Mond in einem großen Spalt zwischen den Wolken plötzlich klar und strahlend. Der Palast Friedrichs IV. mit den beiden Giebeln kam mir ganz unvermittelt prachtvoll vor, erleuchtet wie am hellichten Tag, mit seinen sechzehn bleichen, großartigen Riesen, während die Fassade Ottos, zu meiner Rechten, die sich ganz schwarz vor dem leuchtenden Himmel abhob, fulminante Mondstrahlen durch seine vierundzwanzig Fenster gleichzeitig hindurchließ.

Ich sagte: erleuchtet wie am hellichten Tag. Das stimmt nicht. Es war alles zusammen mehr und weniger. Der Mond in den Ruinen ist besser als ein Licht, es ist eine Harmonie. Er verbirgt kein Detail und übersteigert kein Wundmal. Er wirft ein Tuch über die zerbrochenen Gegenstände und fügt der Majestät der alten Gebäude eine Art einen halbdurchsichtigen Glorienschein hinzu. Man sieht

---

<sup>75</sup> Pierre-Paul Prud'hon (1758-1823), französischer Maler des ausgehenden Klassizismus und dem Beginn der Romantik.

<sup>76</sup> schräge Blicke, nach Vergil, *Bucolica*, 3. Ekloge: *et qui te transversa tuentibus hircis*,

einen verfallenen Palast oder Kloster besser des Nachts als bei Tag. Die harte Helligkeit der Sonne erschöpft die Ruinen und beeinträchtigt die Traurigkeit der Statuen.

Die Schatten der Kaiser und Pfalzgrafen betrachteten mich ihrerseits – *simulacra*. Eigenartig, einen Augenblick zuvor schien es mir, als sähen mich die Sirenen, die Nymphen und die Schimären wütend an. Jetzt scheint mir, daß all die altehrwürdigen Fürsten, auf mich, den unbedeutenden Passanten, ihr wohlwollendes und einladendes Auge richteten. Einige kamen mir im fabelhaften Licht des Monds noch größer vor. Einer von ihnen, Johann-Kasimir, der von einer Bombe in Mitleidenschaft gezogen und halb umgestürzt worden war und mit seinem bleichen Gesicht, an die Mauer gelehnt stand, sah mit seiner Adlernase und seinem langen Bart dem exhumierten Henri IV. ähnlich.

Ich habe den Palast durch den Garten verlassen, und während ich hinunterstieg, hielt ich noch einem für einen Augenblick auf einer der unteren Terrassen an. Hinter mir machte die Ruine, die den Mond verdeckte, auf halber Höhe einen großen Schattenbusch, aus dem in alle Richtungen zugleich lange dunkle und helle Linien heraussprangen, die den undeutlichen und dunstigen Hintergrund der Landschaft streiften.

Unter mir erstreckte sich schlafend am Grund des Tals am Berg entlang Heidelberg, alle Lichter erloschen, alle Türen versperrt. Unter Heidelberg hörte ich den Neckar vorbeifließen, der halbblau mit dem Hügel und der Ebene zu sprechen schien. Die Gedanken, die mich den ganzen Abend erfüllten, die Nichtigkeit des Menschen in der Vergangenheit, die Zerbrechlichkeit des Menschen in der Gegenwart, die Größe der Natur, die Ewigkeit Gottes, kehrten allesamt in mir zurück, wie eine dreifache Gestalt, während ich langsamen Schritts in die Dunkelheit hinabstieg, zwischen dem stets wachen und lebendigen Fluß, dieser schlafenden Stadt und dem toten Palast.

POST-SCRIPTUM

*Karlsruhe, November.*

Lieber Louis, jetzt ist der endlose Brief zu Ende. Preisen Sie Gott, und vergeben Sie mir. Lesen Sie nicht den Folianten, den ich Ihnen schicke; gehen Sie, und besuchen Sie Heidelberg.

Ich komme von einer großartigen Rundreise zur Bergstraße zurück. Ich hatte Schlamm und Schnee, aber wie Sie wissen, bin ich ein wenig Bergmensch. Ich habe weniger an der Kälte, dafür sehr an den Heizöfen gelitten. Stellen Sie sich vor, daß es mir, seit ich in Deutschland bin, nicht einmal gelungen ist, ein Kaminfeuer, ein brennendes Scheit, ein flammendes Reisig zu bekommen. Es gibt überall nur furchtbare Öfen, deren Rohre sich wie Schlangen durch die Zimmer winden. Von ihnen geht eine schlimme, tückische Hitze aus, die Ihren Kopf kochen und Ihre Füße gefrieren läßt. Hier heizt man nicht, man erstickt.

Abgesehen von diesem Mißstand – Ersticken abends und morgens – ist das Land wirklich wunderbar. Es regnet die ganze Nacht. Noch im Schlaf höre ich die Regenschauer gegen mein Fenster schlagen. Ich sehe furchtbar durchnäßten Tagen entgegen. Aber ich weiß nicht, wie sie das machen, am Morgen reißen die Wolken auf, die Nebel lichten sich und es bietet sich mir der schönste Anblick.

*Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane.*<sup>77</sup>

Leben Sie wohl, lieber Freund. Auf bald. In einigen Wochen werde ich Ihre gute Hand drücken. Seien Sie mir gut.

---

<sup>77</sup> Erste Zeile des Dystichs, das Vergil angeblich des Nachts über den Eingang des Kaiserpalasts von Augustus schrieb:

«*Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane,  
Divisum imperium cum Jove Caesar habet.*»

«*Es stürmt die ganze Nacht, der Morgen bringt uns Laust,  
So herrscht zwar Jupiter, doch neben ihm August.*»